This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

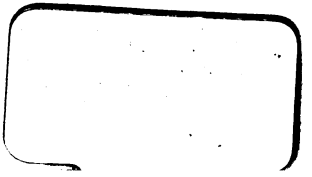
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

JT. GILES, OXFORD OX1 3NA

Vet. Ger. III B 711.

26/.0



Gottfried Kinkel.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Cardinal, Pierre, Sirvente. Canzone	—	7½
Daumer, G. F., Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
— — Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Heine, H., Reisebilder. 4 Theile	7	—
— — der Salon. 4 Theile	6	20
— — romantische Schule	2	—
— — französische Zustände	2	—
— — über Ludwig Börne	2	—
— — Buch der Lieder. 7. Aufl.	1	15
— — neue Gedichte. 2. Aufl.	1	15
— — Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— — der Schwabenspiegel. Abgedruckt im: Jahrbuch der Literatur 1839. Mit Heine's Portrait	2	—
Immermann, K., Memorabilien. 3 Bände	5	10
— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 5 Gesängen	—	25
Lewald, Aug., Gorgana. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Theile	2	—
— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— — Novellen. 3 Theile	4	15
— — Przebracki, der russische Polizeispion	1	15
— — Schattirungen. 2 Theile	2	20
— — Warschau. Ein Zeitbild	—	20
— — Album aus Paris. 2 Theile	2	20
Lapinski, T., Feldzug der ungarischen Hauptarmee	1	—
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Bände	4	15
Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile	4	15
Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland u. Italien. 5 Theile	8	20
Prinzhausen, Fr., der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848. Ein Zeitbild	1	15
Schiff, H., Glück und Geld. Eine Novelle	1	—
— — Gevatter Tod. Eine Mährchen-Novelle. 2 Theile	3	—
Schirges, G., Karl. Ein Roman	1	15
— — der Bälgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte	1	10
Schirmer, A., Politisches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Versen	—	10
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. 2 Bände	3	—
Struve, Amalie, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen	—	20
Waldau, Max, O diese Zeit!		

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„Was denn fehlt' ich ſo ſchwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geiſt mich rief?
Hat mein liedergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab' ich die gaſtliche Schwelle
Schleichend im Finſtern mit Mord befleckt?
— Nein: ich habe geliebt,
Ach, und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!"

Gottfried Kinkel.

Erſter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Dem

kleinen Gottfried Kinkel

gewidmet!

Komm her, mein liebes Kind,
Lehn' Deine heißen Wangen
An meine Bruſt geſchwind,
Ich will Dich treu umfangen!

Ein Mährchen wieder ſoll
Ich heute Dir erzählen?
Dein Herzchen glüht ſo toll, —
Muß wohl ein neues wählen! —

Ein ſtolzer König war,
Der trug nicht Reif, noch Krone,
Und ſaß doch manches Jahr
Auf goldnem Dichterthrone.

Es war ſein luftig Reich
Die Poeſie geheißen,
Sein Volk gehorcht' ihm gleich:
Die bunten Liedesweiſen.

Er hieß ſie luſtig fliehn
Hinaus in alle Lande,
Und um die Herzen ziehn
Viel ſtarke Liebesbande.

Es ſprach ein jedes Lied:
„Der König will in Gnaden,
Was ſich in Zwietracht ſchied,
Zum Feſt des Friedens laden!

„Der Himmel iſt ſo blau,
Als wollt' er uns umfaſſen,
So ſchön die Frühlingsau: —
Kann denn der Menſch nur haſſen?

„Laßt uns in Frühlingsluft
Der Freiheit Tempel gründen,
Und neu in jeder Bruſt
Der Liebe Gluth entzünden!“

IX

Die Welt, vom Haſſe wild,
Hat froh das Lied vernommen,
Ein Frühlingsſäuſeln mild
Iſt durch das Land gekommen.

Es war im Monat März,
Da haben ſie geſchrieben:
„Frei ſoll das Menſchenherz
Den freien Bruder lieben!“ —

Es zog aus kaltem Nord
Daher der Fürſt der Lüge,
Daß er mit Haß und Mord
Den Lenz in Feſſeln ſchlüge.

Sein treulos Spiel gelang,
Die Menſchheit liegt in Ketten.
Wer kann mit Freiheitsdrang
Den Liederkönig retten? — — —

X

„Und dann?“ — Das Mährchen iſt
Für heute aus, mein Knabe!
Frag', wenn Du größer biſt,
Wo ich das Ende habe?

Dann geb' ich Dir ein Schwert,
Und lehr' es kühn Dich ſchwingen,
Dann magſt Du ſtarkbewehrt
Es ſelbſt zu Ende ſingen!

Dann wollen wir vereint
Der Freiheit Tag erſehnen! —
Jetzt geh'! Die Schweſter weint,
Küſſ' ihr hinweg die Thränen!

Hamburg, im März 1850.

Vorwort.

„Keine vertrautere Gabe vermag der Mensch dem Menschen zu bieten, als Was er im Innersten des Gemüthes zu sich selber geredet hat; denn sie gewährt ihm das Geheimste, was es giebt: in ein freies Wesen den offenen, ungestörten Blick.“

Mag dieser Ausspruch des verstorbenen Schleiermacher den Inhalt eines Buches rechtfertigen, zu dem als Grundlage vorzüglich die Tagebücher und handschriftlichen Jugendgedichte Gottfried Kinkels benutzt wurden, die mir bei Abfassung dieser Lebensskizze vorlagen. Freilich muß ich bekennen, daß mein Verdienst an dieser Arbeit ein wesentlich compilatorisches war; doch wird man vielleicht diesen Umstand gerade als Vorzug begreifen. Ich darf behaupten, daß der Leser kaum einen Ausspruch oder ein Wort der auftretenden Persönlichkeiten findet, das nicht gerade unter diesen Verhältnissen und in dieser Form ausgesprochen war.

Des eignen Raisonnements habe ich mich meistens ganz enthalten, weil es mir nur um historische

„Und dann?“ — Das
Für heute aus, mein Kn
Frag', wenn Du gro
Wo ich das Ende hab

Dann geb' ich T
Und lehr' es küs
Dann magst
Es selbst zu

Dann
Der F
S
K

Hamb

Gottfried Kinkel.

Treue, nicht aber darum zu thun war, ein poetisches Dichterwerk, am Allerwenigsten aber einen Roman zu liefern. So habe ich stets diejenige Darstellungsform gewählt, welche mir für den zu behandelnden Stoff am Geeignetsten erschien, ohne mich um die Regeln eines kunstgerechten Schreibstils sonderlich zu bekümmern.

Die im zweiten Band enthaltenen Aufschlüsse über das herbe Loos des unglücklichen Dichters verdankt der Leser oft den wunderlichsten Launen des Zufalls, oft auch der leichtsinnigen Kurzsichtigkeit hochgestellter Personen, die sich gewiß nicht träumen ließen, daß auch die Demokratie — ein offenes Auge und ein waches Ohr hat! —

Mögen denn diese Blätter dazu beitragen, die Theilnahme an dem Schicksal eines Mannes zu erhöhen, auf dessen Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit ewige Nacht des Kerkers die Antwort Derer war, die nicht wissen, daß die Menschheit ewig dem Lebensterne ihrer Entwickelung folgen muß, bis sie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe im Morgenschein über alles Land herniederrauscht!

Gottfried Kinkel.

Erſtes Buch.

Bonn.

Februar bis September 1834.

1.

Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum erſten Mal wieder ſcharf gefroren. Trotz der freundlich herabſtrahlenden Winterſonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meiſten Dächern der Univerſitätsſtadt und glitzerte luſtig im Wiederſchein in tauſend und abertauſend funkelnden Eisperlen. Eingemufft in ihre wärmenden Schanzläufer benutzten die Bonner Philiſter das klare Froſtwetter, um mit ihren Frauen und Kindern nach Keſſenich oder Endenich hinauszutrippeln, wo die Männer dann bei einem Spezial rothen Ahrweines vergnüglich ihre kurze Holzpfeife anzündeten, während ihre Ehehälften ſich in dem platten rheinländiſchen Dialekt über die kleinen Schwächen und Eigenheiten ihrer Nachbarn unterhielten.

Eben ſchlug es vom Rathhaus drei Uhr und gleich darauf folgte die Uhr des Univerſitätsgebäudes mit monotoner Geſchäftigkeit. Haſtig flog die Magd des wohlgenährten Pedellen über den Flur, um durch das Läuten der großen Univerſitätsſchelle die armen Studenten aus der Haft eines langweiligen Collegiums zu

erlöſen. Nicht lange dauerte es, ſo bewegten ſich die hagern Profeſſorengeſtalten mit abgemeſſenem Schritt aus den geöffneten Thüren der Hörſäle, und ihnen nach drängte ſich der Schwarm fröhlicher Studenten, die mit ihren blauen, weißen, rothen oder grünen Mützen bunt durch einander wimmelnd dem Ausgange zueilten. Die meiſten der befreiten Muſenſöhne ließen ſich durch die heitre Winterluft zu einem Spaziergange vor's Thörchen verlocken, wenn ſie nicht ein zweites Colleg mit ſeltner Gewiſſenhaftigkeit an das dröhnende Hinwandeln durch die Hallen gefeſſelt hielt, und bald war die Poppelsdorfer Allee und der Hofgarten von dem ſcherzenden Geſpräch der muthwilligen Univerſitätsjugend erfüllt.

An den verſchiedenen Gruppen vorbeigehend wandelten zwei Freunde Arm in Arm vorwärts, offenbar in ernſtere Betrachtungen vertieft, als die Uebrigen. Sie trugen nicht, wie die Andern, farbige Mützen und verbotene Bänder unter den engzugeknöpften Winterröcken, ſondern die einfache Tracht der Theologen, ohne daß ihr offenes Geſicht jenen Zug von Mißmuth und Stumpfſinn zeigte, der ſich meiſt ſo weltverachtend auf den hagern und abgeſtorbenen Geſichtern der Theologie Studierenden ausprägt und namentlich den katholiſchen Geiſtlichen mit wenigen Ausnahmen ein ſo finſteres Ausſehen verleiht. Der Eine dieſer Jünglinge war ein Sohn des Oberſchulraths Zeller aus dem Würtembergiſchen, deſſen Familie ſich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn ſeinen Studien oblag. Sein Freund, eine lange ſchlankaufgeſchoſſene Geſtalt,

wies ein seltnes Ebenmaaß der Gesichtszüge, die aber noch nicht fest genug ausgeprägt erschienen, um vollkommen schön heißen zu können. Er war ein Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkassel, der, seit Kurzem auf seinen Wunsch seines Amtes entlassen, mit seiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von seinen Geschäften befreit, seine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Der junge Gottfried studierte, wie sein Freund, evangelische Theologie, und hatte sich durch Fleiß und Frömmigkeit die Achtung seiner berühmten Lehrer erworben. Denn um die junge Universität kräftig zu heben, hatte die preußische Regierung für eine tüchtige Besetzung der verschiedenen Lehrstühle zu sorgen gewußt, und auch die evangelisch-theologische Fakultät war, was die wissenschaftliche Fähigkeit betraf, in den Professoren Nitzsch, Sack und Bleek würdig vertreten, wenngleich diese Männer neben den ihrigen keine neuen Ansichten duldeten und besonders dem Aufkommen jüngerer Amtsbrüder oft hindernd und partheiisch in den Weg traten.

Gottfried, den jedes absprechende Urtheil schneidend berührte, war auch heute verstimmt und düster. So eben hatten die Freunde ein Colleg verlassen, in dem der Herr Professor lieblos die Bestrebungen der neueren Philosophie herabgewürdigt, und dadurch dem selbstständigen Forschen seiner Zuhörer die Schranke eines Vorurtheils in den Weg zu legen gesucht hatte. Diese waren gerade in jenem Semester großentheils ziemlich geistlose Jünglinge, und das sah man schon dem Ausdruck ihrer nichtssagenden Gesichter an.

So eben gingen an unſern Freunden ein paar ſolcher Burſche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die ſichtbar durch äußern Glanz die innere Leere erſetzen wollten. Gottfried ließ ſein braunes, düſterflammendes Auge ihnen nachſchweifen, und ſagte halb ärgerlich, halb ſcherzend:

„Sieh Dir doch 'mal dieſe patenten Herrchen an! — Geſtern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie ſtarrten mich an, als ſei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriſſene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Profeſſor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin iſt ein Flachkopf, ſo ſagen ſämmtliche Herren Studenten, alſo wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke iſt ein Flachkopf. Dies Geſchlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigſtens einmal kräftigere Laſter und Leidenſchaften hervorbrechen, und eine offene Wunde iſt leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unſerm verſchlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbeſſerter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in ſpöttiſchem Tone.

„Paul! Du willſt mich mißverſtehen,“ ſagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber dieſen Punkt, denke ich, haben wir oft genug geſprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideeen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verſpotten laſſe.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer bist, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit ist. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen sich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komisch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeisterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ versetzte Jener vorwurfsvoll, indem er seinen Blick auf Paul's Gestalt musternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verstandes, der nicht weiter sieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee stellen, Ihr, die Ihr nie so ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es schmerzt mich, daß ein so herrliches Feuer in unklaren Bestrebungen versprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was ist Wahrheit?“

„Mag sein, daß ich noch nicht Alles streng wissenschaftlich aussprechen kann, was ich so warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, stehst mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidnischen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaisir wünsche.“

Paul spielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verständigen, war sonst aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verstandesmensch. Sein Herz schlug vielmehr glühend für Freundschaft und jedes edlere

So eben gingen an unſern Freunden ein paar ſolcher Burſche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die ſichtbar durch äußern Glanz die innere Leere erſetzen wollten. Gottfried ließ ſein braunes, düſterflammendes Auge ihnen nachſchweifen, und ſagte halb ärgerlich, halb ſcherzend:

„Sieh Dir doch 'mal dieſe patenten Herrchen an! — Geſtern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie ſtarrten mich an, als ſei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriſſene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Profeſſor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin iſt ein Flachkopf, ſo ſagen ſämmtliche Herren Studenten, alſo wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke iſt ein Flachkopf. Dies Geſchlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigſtens einmal kräftigere Laſter und Leidenſchaften hervorbrechen, und eine offene Wunde iſt leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unſerm verſchlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbeſſerter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in ſpöttiſchem Tone.

„Paul! Du willſt mich mißverſtehen,“ ſagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber dieſen Punkt, denke ich, haben wir oft genug geſprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideeen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verſpotten laſſe.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer bist, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit ist. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen sich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komisch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeisterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ versetzte Jener vorwurfsvoll, indem er seinen Blick auf Paul's Gestalt musternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verstandes, der nicht weiter sieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee stellen, Ihr, die Ihr nie so ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es schmerzt mich, daß ein so herrliches Feuer in unklaren Bestrebungen versprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was ist Wahrheit?“

„Mag sein, daß ich noch nicht Alles streng wissenschaftlich aussprechen kann, was ich so warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, stehst mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidnischen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaisir wünsche.“

Paul spielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verständigen, war sonst aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verstandesmensch. Sein Herz schlug vielmehr glühend für Freundschaft und jedes edlere

So eben gingen an unſern Freunden ein paar ſolcher Burſche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die ſichtbar durch äußern Glanz die innere Leere erſetzen wollten. Gottfried ließ ſein braunes, düſterflammendes Auge ihnen nachſchweifen, und ſagte halb ärgerlich, halb ſcherzend:

„Sieh Dir doch 'mal dieſe patenten Herrchen an! — Geſtern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie ſtarrten mich an, als ſei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriſſene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Profeſſor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin iſt ein Flachkopf, ſo ſagen ſämmtliche Herren Studenten, alſo wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke iſt ein Flachkopf. Dies Geſchlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigſtens einmal kräftigere Laſter und Leidenſchaften hervorbrechen, und eine offene Wunde iſt leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unſerm verſchlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbeſſerter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in ſpöttiſchem Tone.

„Paul! Du willſt mich mißverſtehen,“ ſagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber dieſen Punkt, denke ich, haben wir oft genug geſprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideeen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verſpotten laſſe.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer bist, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit ist. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen sich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komisch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeisterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ versetzte Jener vorwurfsvoll, indem er seinen Blick auf Paul's Gestalt musternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verstandes, der nicht weiter sieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee stellen, Ihr, die Ihr nie so ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es schmerzt mich, daß ein so herrliches Feuer in unklaren Bestrebungen versprüht, und ich bringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was ist Wahrheit?“

„Mag sein, daß ich noch nicht Alles streng wissenschaftlich aussprechen kann, was ich so warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, stehst mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidnischen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaisir wünsche.“

Paul spielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verständigen, war sonst aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verstandesmensch. Sein Herz schlug vielmehr glühend für Freundschaft und jedes edlere

Gefühl, und er ſuchte eine faſt überſchwängliche Weichlichkeit des Gemüthes nur gern unter der Maske großer Entſchiedenheit und Reife zu verbergen. Hatte er ſich jedoch im Eifer des Geſpräches in falſche Behauptungen hineingeredet, ſo beſtand er für den Augenblick hartnäckig auf dem einmal Ausgeſprochenen. Der um reichlich drei Jahr jüngere Kinkel war ihm an Geiſt überlegen, und gerade deßhalb ſuchte er ihn vielleicht manchmal an ſeinen Schwächen zu berühren. So blieb er auch diesmal bei ſeiner Frage ſtehen, und ſagte triumphirend:

„Alſo der kluge Held weicht der mißlichen Antwort aus, und zieht ſich auf ſeine Luftſchlöſſer zurück? Guten Fahrwind für Deinen Reiſeballon!“

„Willſt Du denn abſichtlich meine Selbſtſtändigkeit und Geſinnung verkennen, willſt Du mir rauben, Was mir das Theuerſte iſt, mein Bewußtſein, ſtets das Licht angeſtrebt zu haben: — ei nun, ſo bleibe Du Sklave, und ich will mich meiner Freiheit rühmen und freuen!“

Der kleine Zank der beiden Freunde hätte ſich vielleicht noch lange fortgeſponnen, wenn nicht ein lauter Schrei in der Nähe plötzlich ihre Aufmerkſamkeit von ihrer Unterhaltung abgelenkt hätte. Eine Schaar leichtſinniger Kinder hatte ſich auf das noch ſchwache Eis des Poppelsdorfer Weihers gewagt, und drei Jungen waren ſo eben eingebrochen. Alles ſtrömte raſch dem Orte zu, wo das Unglück geſchehen war.

Die Kinder hatten ſofort die gefährliche Eisdecke verlaſſen und umſtanden lärmend den Platz. Von

den Erwachſenen wagte ſich Keiner auf die zerbrechliche Kruſte, um den Ertrinkenden zu helfen. Gottfried überſah ſchnell die Gefahr, und warf ſeinen Rock einem der müſſig ſchreienden Gaffer zu. Dann legte er ſich mit dem ganzen Leibe platt auf das Eis und ſchob ſich behutſam, ſo raſch er vermochte, in möglichſt horizontaler Lage vorwärts. Paul folgte ſeinem Beiſpiel, indem er ſich mit den Händen an die Füße ſeines Freundes anklammerte, um ihn vor der Gefahr des Ertrinkens zu ſichern. Zwei der Eingebrochenen ſuchten erfolglos an der immer weiter abbröckelnden Eisdecke emporzuklimmen, während der dritte ſchon dem Verſinken nahe war. Gottfried ermahnte ſie vergebens, ſich ihm nicht zu raſch zu nähern, damit er zuerſt ihren bedrohten Kameraden heraufziehen könne; Jeder dachte nur an die eigne Gefahr, und ſo blieb unſerm jungen Helden Nichts übrig, als zuerſt einen der beiden Schreier auf die Fläche emporzuheben.

Plötzlich verſank der Eine in die Tiefe. Es galt raſche Entſchloſſenheit. Gottfried rief befehlend: „Laß meine Füße los!“ und glitt in die Wacke. Es gelang ihm, das noch einmal auftauchende Haupt des Knaben zu ergreifen, und denſelben auf's rettende Eis zu ſchaffen. Paul hatte mittlerweile den dritten Burſchen gerettet, und nur ſein Freund ſchwamm noch auf dem Waſſer, vergeblich nach einer Stelle umſchauend, wo er ſich hätte emporſchwingen können. Paul reichte ihm zu verſchiedenen Malen die Hand, aber ſtets brach das Eis weiter ab, wenn ſich Jener mit leiſem Bemühen hinaufarbeiten wollte. Endlich brachte man eine

Leiter aus dem nahen Wirthshause herbei, mit deren Hülfe Gottfried die Eisdecke erklomm, und nun auf dieselbe Weise, wie zuvor, in liegender Stellung an's Ufer rutschte. Die Todtenstille der harrenden Menge, welche das kühne Wagniß der beiden Jünglinge begleitet hatte, und nur durch einen freudigen Zuruf war unterbrochen worden, so oft sie Einen der drei Eingebrochenen gerettet auf das Eis gehoben sahn, verwandelte sich jetzt in ein jauchzendes Beifallrufen, und Jeder beeilte sich, den beherzten Studenten zuerst die Hand zu drücken, die sich ohne weitere Rücksichten jubelnd in die Arme fielen, und sich, im Bewußtsein einer froherfüllten Pflicht der Menschlichkeit, ihrem Gotte dankend, dem ihnen nachfolgenden Schwarme hastig und abwehrend entzogen.

2.

Etwa vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit, zu Ende Februar 1834, ſaß der Student Kinkel einſam auf ſeinem Zimmer. Träumeriſch heftete er ſeine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er ſein Haupt ſtützte, feſthielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Haſt einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er ſich plötzlich aus ſeiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenſter, und las, indem die friſche Morgenluft des milden Wintertages ſeine brennende Stirn kühlend anfächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da ſchön ſei oder häßlich ſei; —
Aber wenn ich las ein ſchön Gedicht,
Aber wenn ich ſah ein ſchön Geſicht,
Hämmerte das Herz in ſchnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir ſich regen,
Meint', es wäre Kindeständelei.

„Jetzo weiß ich ſchön und häßlich wohl,
Herzlein ſagt mir's und Philoſophei,
Weiß auch, Was man innig lieben ſoll; —
Lieb' ich's nun — ei, iſt's denn gar ſo toll? —
Hämmert mir das Herz in ſchnellſten Schlägen,
Thut die Sehnſucht in der Bruſt ſich regen:
's iſt wahrhaftig nicht mehr Tändelei!"

[illegible] lieber Gottfried!“ erscholl plötzlich die [illegible] Paul's, der, unbemerkt von seinem Freunde, [illegible] des Vorlesens der letzten Strophe eingetreten [illegible] Alles ist nun aus! Lieb' ist vorbei, Freund[illegible] vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen [illegible] Vater sagte mir eben, daß wir in sechs [illegible] alle nach Würtemberg zurückreisen.“

O du selige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der [illegible] Dichter schmerzlich vor sich hin. „Arme Elise, [illegible] armer Gottfried!“

Wir haben lange mit einander geweint, meine [illegible] und ich,“ erwiederte Paul.

Geweint?“ fragte Jener hastig. „So liebt [illegible] Schwester mich?“ — „Doch nein,“ setzte er [illegible] hinzu. „Wer müßte denn nicht weinen, wenn [illegible] Rhein Ade sagen soll? Ach, ich bin ja nicht [illegible] um mich wird sich Keiner abhärmen!“

Pfui, Gottfried! Wie magst Du so reden?! [illegible] gepriesene Treue und Standhaftigkeit? [illegible] vor Schaam in die Erde sinken, wenn Du [illegible] was Elise heut' Morgen ausrief, als ich ihr [illegible] Nachricht mittheilte.“

[illegible]! Was war's?“

[illegible] sage ich Dir's nicht. Du hast das [illegible] Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich [illegible] und komm mit in's Freie!“

[illegible] das Wahre in [illegible] purfe des [illegible] fühlen mochte, warf sich [illegible] ck, und [illegible] von Paul hina[illegible]

2.

Etwa vierzehn Tage nach dieser Begebenheit, zu Ende Februar 1834, saß der Student Kinkel einsam auf seinem Zimmer. Träumerisch heftete er seine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er sein Haupt stützte, festhielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Hast einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er sich plötzlich aus seiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenster, und las, indem die frische Morgenluft des milden Wintertages seine brennende Stirn kühlend anfächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da schön sei oder häßlich sei; —
Aber wenn ich las ein schön Gedicht,
Aber wenn ich sah ein schön Gesicht,
Hämmerte das Herz in schnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir sich regen,
Meint', es wäre Kindeständelei.

„Jetzo weiß ich schön und häßlich wohl,
Herzlein sagt mir's und Philosophei,
Weiß auch, Was man innig lieben soll; —
Lieb' ich's nun — ei, ist's denn gar so toll? —
Hämmert mir das Herz in schnellsten Schlägen,
Thut die Sehnsucht in der Brust sich regen:
's ist wahrhaftig nicht mehr Tändelei!"

„Ach, lieber Gottfried!“ erscholl plötzlich die Stimme Paul's, der, unbemerkt von seinem Freunde, während des Vorlesens der letzten Strophe eingetreten war, „Alles ist nun aus! Lieb' ist vorbei, Freundschaft vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen Stunde! Vater sagte mir eben, daß wir in sechs Wochen alle nach Würtemberg zurückreisen.“

„O du selige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der junge Dichter schmerzlich vor sich hin. „Arme Elise, armer, armer Gottfried!“

„Wir haben lange mit einander geweint, meine Schwester und ich,“ erwiederte Paul.

„Geweint?“ fragte Jener hastig. „So liebt Deine Schwester mich?“ — „Doch nein,“ setzte er traurig hinzu, „Wer müßte denn nicht weinen, wenn er dem Rhein Ade sagen soll? Ach, ich bin ja nicht liebenswürdig, um mich wird sich Keiner abhärmen!“

„Pfui, Gottfried! Wie magst Du so reden?! Ist das Deine gepriesene Treue und Standhaftigkeit? Du würdest vor Schaam in die Erde sinken, wenn Du wüßtest, was Elise heut' Morgen ausrief, als ich ihr die furchtbare Nachricht mittheilte.“

„O sprich! Was war's?“

„Nein, jetzt sage ich Dir's nicht. Du hast das mit Deiner Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich lieber an, und komm mit in's Freie!“

Gottfried, der das Wahre in dem Vorwurfe des Freundes fühlen mochte, warf sich in seinen Rock, und ließ sich schweigend von Paul hinausziehen.

Seine Liebe zu der schönen Elise Zeller war nicht die erste, welche in dem jugendlichen Herzen aufkeimte. Er hatte schon zweimal geliebt, aber es war mehr ein stürmischer Rausch seines leicht erregbaren Gemüthes gewesen, das sich in seiner kindlichen Unerfahrenheit und Frömmigkeit leicht durch einen Blick, ein Wort oder ein Zeichen entflammen ließ. Und doch hatte er Eines dieser Mädchen treu im Stillen geliebt, bis ein Anderer sie zum Altar führte. In der Geistesfessel einer starren Orthodoxie und blinden Gottvertrauens erzogen, war hinterdrein die nagende Pein der Reue in ihm aufgestiegen, und er hatte jene Jugendliebe als eine sündige verdammt, weil nicht Gott, sondern Gottes schöne Creatur das Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Da lernte er die liebenswürdige Schwester seines Freundes kennen, und nun wandte sich die reinste Gluth seiner frommen Seele ihr in platonischer Liebe zu. Er sah in ihr nur das Göttliche, das klare Krystall, welches den Thau des Himmels umschloß und wiederstrahlte, und seine schwärmerische Hingabe an ein unverdorbenes Gefühl trug eher den Charakter einer inbrünstigen und andächtigen Gottesverehrung, als einer trunknen Jünglingsliebe.

Der Schlag, der ihn durch den bevorstehenden Abschied der Zeller'schen Familie traf, war kein unvorhergesehener. Außerdem lag es in seinem Plane, zu Ostern des Jahres die Berliner Universität zu beziehen; allein die steigende Kränklichkeit seiner Mutter rückte seine Abreise von Bonn in fernere Zeiten hinaus, und so hatte er gehofft, noch den Sommer mit der

INST.-OXFORD-TAYLOR

Familie seines Freundes und seiner Geliebten zubringen zu dürfen. Auch gab er sich gern dem Gedanken hin, daß diese Verlängerung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause sein Verhältniß zu Elisen fester begründen und vielleicht gar für die Ewigkeit knüpfen werde. Jetzt sah er mit Einem Mal alle seine Pläne zertrümmert, und bedurfte Zeit, um seine innere Ruhe und Besonnenheit wiederzugewinnen. —

Arm in Arm wandelten die Freunde hinaus vor das Coblenzer Thor, und lenkten ihre Schritte auf den alten Zoll, von wo man eine herrliche Aussicht auf das rechte Rheinufer und das Siebengebirge genießt. Schweigend lehnten sie sich auf die Brüstung der hohen Bastei, die in vergangenen Jahrhunderten einen Theil der Befestigungswerke ausmachte, und betrachteten die herrliche Landschaft, die sich zu ihren Füßen hindehnte. Etwas rheinaufwärts von dem gegenüber liegenden Beuel zeigte sich ihnen auf dem Finkenberge Foveaux' Häuschen, wohin sie oft an schönen Sommernachmittagen gewandert waren, dann Oberkassel, Kinkel's Geburtsort, wo ihnen in dem freundlichen Lehrer Karl Sartorius ein lieber Freund lebte, und dann das mächtige Siebengebirge mit der tannenumkränzten Wolkenburg, dem steilabschüssigen grauen Drachenfels, der kleinen Peterskapelle, dem hohen Oelberg, der verfallenen Löwenburg und den übrigen Berghäuptern. Drunten aber floß ruhig der dunkelgrüne Rhein, und trug auf seiner purpurfarbnen Fluth noch einzelne abgerissene Eisblöcke dem fernen Weltmeere zu, die vielleicht an Norwegens fremder Küste

landen und dort an den unwirthlichen Felsenscheeren, einen Gruß von den rebenumkränzten Rheinbergen bringend, im Spätsommer zerschellen.

Lange starrten die Beiden in den mächtigen Strom, und ließen nebelhafte Bilder der Zukunft ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Zeller'schen Hause schied für Gottfried die Liebe und Freundschaft, mit dem eignen die Heimath, und es ahnte ihm, er werde wohl nie wieder heimisch werden, es sei denn am eignen Heerde. Dies Gefühl der Wehmuth, wie es an dem klaren und milden Morgen an der Seite des Freundes so scharf und gewiß die Seele durchschnitt, preßte ihm Thränen aus und krampfhaft hielt er Paul's Hand in der seinigen umfaßt. Er gedachte seiner Kindheit und jeder schönen Stunde, die er mit dem Freunde und der Geliebten durchlebt, und nun erschien es ihm Alles wie ein Traum, den der erste Hahnenruf mit dem Erwachen verscheuchte.

Hoch aber schwoll ihm wieder die Brust, als die Sonne prächtig die weißen Abhänge des Drachenfelsens vergoldete, und die Rheinfluth wiederstrahlend den funkelnden Morgenglanz auffing. Leise ließ er die Hand des Freundes fahren, und legte sie ihm auf die Schulter.

„Nicht wahr," fragte er ihn, „die Nacht ist schön in ihrer traumhaften Ruhe und Liebesfeier? Schön war's, wenn wir uns im leichten Fischerkahn auf dem sanfthinströmenden Flusse forttragen ließen, und den Blick zu den Sternen emporsandten, die über den Wipfeln der Bäume lächelnd hernieder-

blinkten: — aber, Paul, ſieh' dorthin — er deutete auf die magiſch beleuchteten Berge — der Tag iſt doch ſchöner!"

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit iſt traurig!"

„Gewiß wehmüthig genug; aber es iſt ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß ſich die reine Seele kecklich im klaren Sonnenſchein ſpiegele! — Das Kindesverhältniß iſt ſo ſüß, und klingt uns noch ſo bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte ſich nicht freuen Mehr zu ſein, Mann zu ſein? Die Hand auf's Herz, ſage mir, Paul, möchteſt Du Deinen Schatz von Wiſſen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüſſe eines Alters, das nun doch wieder vorwärts ſtrebt, doch nicht glücklich iſt, weil andre Menſchen größer, ſelbſtſtändiger ſind? Gäbeſt Du Deine Freundſchaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und ſchmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verſtand, die ungeprüfte Unſchuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger ſein, ich möchte nicht noch einmal die ſeligen Tage des Ideals von Freundſchaft und Liebe erkaufen mit dem Verluſte der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlaſſen hat. Hinaus denn und, dem jungen Adler gleich, ſelbſt die Schwingen verſucht! Auf zur höchſten Höhe, zur nächſten Nähe der Geiſterſonne! Brauſen wird um mich der Sturm, aber im Aufſchauen

zum ewigen Lichte wird er meine Geiſteskraft nicht lähmen: ſchaudern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Bruſt, aber feſthalten in dem elektriſchen Kreiſe, aus dem Leben und Geſundheit ſtrömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Chriſti Kreuz und den Geiſt wirken laſſen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band ſich löſen, das mich feſſelt an die Erde! Scheide die Freundſchaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; ſcheide die Liebe — der Glaube ſei meine Braut; ſcheide die Schweſtertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tauſend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein ſein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingeſt, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Israel, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgenſonne, Bild meiner erwachenden Seele!"

Die letzte Hälfte dieſer Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz geſprochen. Er ſchien die Gegenwart ſeines Freundes vergeſſen zu haben, den ſein verklärtes Auge erſt jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rückſicht in ſeinen begeiſterten Ausrufen nicht unterbrochen, ſondern ſeinem lautgewordenen und entfeſſelten Denken ernſt zugehört hatte. Paul vermochte kaum ſo raſch von dem Gefühl des Schmerzes ſich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch ſeine Gefühle zu beherrſchen oder wenigſtens raſch zu verwandeln verſtand. Erſt die Traurigkeit, die noch

blinkten: — aber, Paul, ſieh' dorthin — er deutete auf die magiſch beleuchteten Berge — der Tag iſt doch ſchöner!"

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit iſt traurig!"

„Gewiß wehmüthig genug; aber es iſt ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß ſich die reine Seele kecklich im klaren Sonnenſchein ſpiegele! — Das Kindesverhältniß iſt ſo ſüß, und klingt uns noch ſo bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte ſich nicht freuen Mehr zu ſein, Mann zu ſein? Die Hand auf's Herz, ſage mir, Paul, möchteſt Du Deinen Schatz von Wiſſen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüſſe eines Alters, das nun doch wieder vorwärts ſtrebt, doch nicht glücklich iſt, weil andre Menſchen größer, ſelbſtſtändiger ſind? Gäbeſt Du Deine Freundſchaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und ſchmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verſtand, die ungeprüfte Unſchuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger ſein, ich möchte nicht noch einmal die ſeligen Tage des Ideals von Freundſchaft und Liebe erkaufen mit dem Verluſte der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlaſſen hat. Hinaus denn [illegible] dem jungen Adler gleich, ſelbſt die Schwingen [illegible] Auf höchſten Höhe, zur nächſten N[illegible] Brauſen wird um mich der St[illegible]

zum ewigen Lichte wird er meine Geisteskraft nicht lähmen: ſchaudern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Bruſt, aber feſthalten in dem elektriſchen Kreiſe, aus dem Leben und Geſundheit ſtrömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Chriſti Kreuz und den Geiſt wirken laſſen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band ſich löſen, das mich feſſelt an die Erde! Scheide die Freundſchaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; ſcheide die Liebe — der Glaube ſei meine Braut; ſcheide die Schweſtertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tauſend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein ſein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingeſt, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Israel, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgenſonne, Bild meiner erwachenden Seele!"

Die letzte Hälfte dieſer Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz geſprochen. Er ſchien die Gegenwart ſeines Freundes vergeſſen zu haben, den ſein verklärtes Auge erſt jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rückſicht in ſeinen begeiſterten Ausrufen nicht unterbrochen, ſondern ſeinem lautgewordenen und entfeſſelten Denken ernſt zugehört hatte. Paul vermochte kaum ſo raſch von dem Gefühl des Schmerzes ſich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch ſeine Gefühle zu beherrſchen oder wenigſtens raſch zu verwandeln verſtand. Erſt die Traurigkeit, die noch

immer auf den Geſichtszügen des Freundes ruhte, erinnerte Gottfried an den eignen Kummer, den der Flug des Gedankens verſcheucht hatte. Wehmüthig lächelnd ſah ihn Paul mit dem treuherzigen Auge an, und ſprach: „Du haſt doch ein ſtärkeres Herz in der Bruſt, als ich, und wirſt mich wohl überflügeln, — aber laß mich Deinen Freund ſein — auch in der Ferne!“

Fröhlich ſchlug Gottfried in die dargebotene Hand ein, und erneuete den alten Bund. Fröhlich aber tanzten die weißen Sonnenlichter auf dem krauſen Gewäſſer, fröhlich ſegelten die flockigen Wolkenzüge durch die blaue Luft, und fröhlich ſang die erſte Lerche ihr grüßendes Lied aus dem Wipfel der kahlen Rothbuche, während ein vorwitziges Schneeglöckchen bereits den neuen Frühling einläuten zu wollen ſchien, der doch noch fern war. Aber wo ſich zwei gute Menſchen begegnen, da freut ſich auch die Natur, und ſendet ihnen durch Froſt und Winter ahnend ihren Maiſegen in's Herz.

3.

Das einfache Wohnzimmer der Kinkel'schen Familie war heute festlich mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Gottfried und seine Schwester Johanna hatten die Mutter zu ihrem Geburtstage freudig überrascht und sie befand sich wohler, als seit langer Zeit. Dankend schloß sie die geliebten Kinder an's Herz und ihre meist strengen Züge hatten einen herzlichen Ausdruck angenommen. Obgleich Gottfried am vorigen Abend erst nach 10 Uhr in's Haus gekommen war — und das rechnete man ihm sonst als ein gewichtiges Vergehen an — hatte die Mutter doch heute für ihn kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs, und selbst die finstre Schwester erinnerte ihn nicht, wie sonst, an seine „Schuld," ihn zur ernsthaften Reue ermahnend. Die Mutter hatte an diesem Morgen besonders inbrünstig für ihre Kinder gebetet und reichte Gottfried jetzt ein kleines Papierstreifchen, auf das sie einige Zeilen aus Pfarrer Hasenkamp's Briefen abgeschrieben hatte.

Der junge Student las die geheimnißvollen Worte: „Wenn nun eine Mutter Gott keine Ruhe

„läßt, dann läßt Gott auch ihren Kindern keine Ruhe. „Er läßt sie in Nichts in der Welt Frieden oder „Freude finden. Wo sie auch hin- und herrennen, sie „finden nicht, Was sie suchen, sie leiden von ihren „Begierden heiße Noth, und die Noth lehrt sie dann „beten.“

„Siehe, mein Kind,“ sagte dann die Matrone, welche gleich der Mutter des Heilandes Maria hieß, „der Mann hat Recht; ich habe vielleicht bisher zu viel für Dich vor dem Throne des Ewigen gefleht, daß Du nicht in Sünde und Anfechtung falleſt; aber nun biſt Du ja ſelbſt groß genug, um zu wiſſen, Was zu Deinem Frieden dient, und ich muß Dich der eignen Leitung überlaſſen.“

Gottfried, der bisher gewohnt geweſen war, von ſeinen Eltern und mehr noch von ſeiner Schweſter als ein großer Sünder betrachtet und behandelt zu werden, und der ſich in Folge dieſer weltverachtenden Erziehung auch ſtets als einen ſolchen geglaubt hatte, fand keine Antwort auf dieſe Anrede. Weinend warf er ſich an die Bruſt ſeiner Mutter, und bat ſie, doch auch ferner ihm in dem Kampfe mit der Sünde beizuſtehn, und mit ihm zu Gott um Kraft und Hülfe für ſeine jugendliche Schwachheit zu flehen. Aber ſie verwies ihm ſtrafend ſeine Zaghaftigkeit, und ſo ging er wunderbar bewegt auf ſein Studierzimmer.

Lange ſaß er dort, in ernſte Gedanken verſunken, und ſtarrte in das luſtig aufflackernde Feuer des alterthümlichen Kamines. Endlich ſank er in der Mitte des Zimmers auf die Kniee, faltete die Hände und be-

wegte betend die Lippen, indeß sein Auge durch's Fenster in das blendende Sonnenlicht hinaufblickte. Eine ziemliche Weile verharrte er in dieser Stellung, und sein schönes von schwarzdunklem Lockenhaar umwalltes Antlitz strahlte allmälig im Scheine der rosigsten Verklärung. Dann erhob er sich neubelebt, und schrieb folgende Selbstschau in sein vor Kurzem begonnenes Tagebuch:

„Gott, ich erkenne dich!

„Ich erkenne dich als den Gewaltigen, der das Leben des Menschen vernichtet, damit es herrlicher aufblühe, der uns hilft im Kampfe mit der Welt, daß wir die Frucht des Sieges erringen! Löse sich denn Schmerz und Freude in Eine Empfindung, und die Empfindung sei Glaube! Ganz will ich mich versenken in den Gedanken: Gott ist, und (Gott, dir dank' ich's) er ist mein Gott! —

„Wie oft habe ich nicht die Israeliten bitter getadelt, daß sie, die so oft die göttliche Gnade erfahren, immer wieder, von Jehovah sich abwendend, in Abgötterei verfielen! Aber siehe, Was die Menschheit thut, ist nur Spiegel des Einzelnen, ihr Ringen nach Wahrheit ist dem des Einzelnen specifisch gleich, aber ihr Thun, ihre Sünde ist auch des Einzelnen Sünde. Ganz das Leben jenes Volkes ruht auch in mir, nur nicht sinnlich, sondern vergeistigt. Denn ich bin Mensch und stehe der Menschheit meiner Zeit und ihrem Bewußtsein gleich. Mit der Ueberströmung des sinnlichen Gefühls begann mein Abfall von Gott und immer tiefer, tiefer ging's hinab in den lockenden Abgrund.

Aber das Hinabreißen entfernte mich immer weiter von dem ewigen Lichtquell, und, ach, zuletzt drang kein Strahl mehr durch, der mich erwärmt und erleuchtet hätte! Und während ich rechts und links mich verbreitend in der düstern Materie ſchaffte und wirkte, verlor mein Streben die Spannkraft nach Oben. Lockend ſtieg ein Gebilde vor mir auf, eine Liebe, die mir fern lag, und darum in einen täuſchenden Schimmer gehüllt war; an ihr wollt' ich mich emporrichten, aber — ſie verſtieß mich und die Erinnerung eines Bildes, das die Zeit immer mehr verlöſchte, vermochte nicht gegen die reizenderen, immer friſchen und neuen Gebilde einer heißen Phantaſie anzukämpfen. Aber nun endlich, da ich, dumpf und ruhig, mein ödes Wühlen in der Finſterniß fortſetzte, da erſchien, von Gott geſandt, ein Menſch — Was kann ich mehr von ihm ſagen?! Aus dieſer von göttlicher Kraft elektriſirten Maſchine ſprang ein zündender Funke in mich über, der durch einen ſchmerzhaften, zuckenden Schlag mein Haupt emporrichtete — und, Heil mir, noch ſah ich fern über mir die Sterne leuchten und tröſtend ſtrahlte ihr Schimmer auf den verirrten Wanderer hernieder. Die Bahn war gebrochen, — Freiheit, Lebensluft! Der Geiſt ſtieg empor, und rüttelte an den Thoren des Himmels, aber die Sinne waren noch befangen in den Irrgängen der Sünde und Schwachheit. Und, Weh' mir, der Geiſt vermochte ſie nicht zu bezwingen! Der Freund mußte mich verlaſſen, und zum zweiten Mal verlor meine Seele durch die Lockung einer Liebe die Kraft, weil ſie nicht mehr feſthing an

dem, von dem alle Kraft ausgeht. Durchbrochen war nochmals der Damm, und, ach, die Fluthen wogten wieder zertrümmernd über alle Gebiete des Lebens hin! Auch meine zweite Liebe war vergänglich, und zwei Mal hatte ich mich getäuscht, weil nicht Gott, weil ich selbst geliebt. So konnte mich auch diese Liebe nicht versöhnen. Furchtbar war ich zerstört, als ich meine Hoffnung einmal aus dem Grabe gerettet, nun aber gänzlich zerschmettert sah. Gott, du weißt, wie schwer diese Zeit gewesen, wie sie mich gedrückt hat. Aber du sandtest deinen lichten Engel, der meinem Geiste zurief: Erwache, der du schläfst! Beginne neu den Kampf, und mit meiner Hülfe mußt du siegen! Auf, du träumender Jünglingsgeist, das Schwert ergriffen, und wacker gekämpft!

„Gott! Dank für diesen Ruf, er hat mich gerettet! Der Geist erkannte, daß er mächtiger sei, als das Fleisch, und da er es erkannte, war er es auch!

„Hier stehe ich auf der Grenze des Kindes- und Mannesalters, — und ich stehe rein da! Rein durch dich, Herr Jesu Christ, durch dich geheiligt, durch dich gerechtfertigt. O Christ, läßest du mich wieder sinken? Ist das Gefühl noch nicht lebhaft genug in mir, daß nur du, Gott, den Menschen bewahren kannst? Diese Erfahrung gehe denn mit mir, die ich in meinem ganzen Knabenalter mir gewonnen, daß ich aus mir selbst Nichts vermag, aber daß Gott stark ist in den Schwachen, — sie begleite mich auch in's Mannesalter!

„O Kindheit, lebe wohl mit deinen Träumen von Glück und Unglück! Ich bin Mann, und statt des

ungewiſſen Ringens ſteht klar vor mir ein Lebensziel da: — Wirken für Gott! — Nicht für Gott — Was bedarf Gott? — aber für meine Brüder, indem ich ſie an ſein Herz führe!

„O Gott, du biſt gut! Und wenn auch die Ketten, ehe dein Arm ſie zerriß, mich wund gerieben, bald ſind die Wunden verharſcht, und werden ſelbſt auch dem ſpähenden Auge verſchwinden!

„Herr Gott, ich beuge mich vor dir! Ich trete nun ein in das volle, ſchöne und reiche Leben — Dank dir, daß es mir noch ſo erſcheint! Und ich trete ein mit hoher Stirn, hellem Sonnenauge, Kraft des Leibes und Heiterkeit der Seelenkräfte. Dank dir, mein Gott, heißen und ſtammelnden Dank!

„Eine neue Liebe hat ſich ihren Tempel in meiner Bruſt gegründet. Gieb mir ein Zeichen, Herr, ob ich nach deinem Willen gethan! Wo nicht, ſo wähle du für mich. Verzeih's, o Vater, verzeih dem Kinde, das nach Spielſachen greift, ſtatt an deinem Worte, und in deiner Liebe zum Manne zu erſtarken! Mein Herz blutet. Doch Herr, ich ſprech' es aus: Gieb mir Kraft, deinem Befehle zu folgen, und wenn mein ganzer ſüßer Liebeswahn dabei zerſtieben müßte; denn nicht um Meinetwillen bin ich da, ſondern um dir zu dienen, der aller Weſen Zweck und Urſprung iſt! Dir ſoll ich zuführen die andern Brüder, und nur du weißt es, wie dies geſchehen wird. Muß ich denn meine Eliſe verlieren, ſo will ich's anſehen als Güte von dir; — iſt es aber möglich, ſo gehe dieſer Kelch an

mir vorüber! Doch, Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!

„Herr! laß mir deine Hand! Führe ſie mich durch düſtrer Waldung Todesſchatten oder über buntlachende Fluren: — es iſt ja doch Ein Ziel, und zuletzt immer glücklich die Seele, die ſich badet im Strahl deiner ewigen Sonne! Auch in der Ferne glänzen die Himmelslichter, und über den Pol hinaus neue blitzendere Sternbilder, auch gute Menſchen giebt es überall, und, Was mehr noch, als dieſes, du, Gott, biſt allgegenwärtig! Cedere nescius, wo dieſer Fels unten liegt!

„Δός μοι, ὅπου στῶ, καὶ κινήσω τὸν κόσμον! Dieſer Hebepunkt außer der Erde iſt der Himmel! Zu ihm hinauf! Dorthin das Leibesauge gerichtet, und geſtärkt in der reinen Bläue! Dorthin den Geiſt geſendet — höher, als der Aar gegen die Sonne ſteigt — über Sonne und alle Himmelslichter hinaus zum Vater des Lichtes! Auf und hinaus, ſpanne, mein Geiſt, Flügel und Sehkraft! Durch! Immer auf den Mittelpunkt, recht auf Gottes Herz! Laß die Natur, den unreinen, vom Hauche der Sünde angeflogenen und vom Roſt der Verbildung zerfreſſenen Spiegel des göttlichen Weſens: — ſpiegele Gott in dir ſelbſt, und ſchau' ihn in dir dein! Der Geiſt iſt das einig polirte Metall, das ohne Flächen und Winkel das göttliche Ebenbild rückſtrahlt, ſobald erſt die Buße das Metall geläutert, das Feuer des Glaubens es geſchmelzt und die göttliche Gnade es wieder geglättet hat!

„Sphärenton, wann vernehm' ich dich?“

Nachdem Gottfried dieſe Gedanken niedergeſchrieben, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt. Er glaubte jetzt zu verſtehen, Was ſeine Mutter mit jenem räthſelhaften Ausſpruch gewollt, den ſie für ihn aufgeſchrieben. Stürmiſch flog er die Treppe hinab, drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann zu Paul, um vor dem Mittagseſſen noch mit ihm einen vertraulichen Spaziergang zu machen, und ſeine hohen Gottesgedanken in das theilnehmende Herz des Freundes auszuſtrömen.

4.

Gottfried Kinkel war für sein jugendliches Alter auffallend ernst und in sich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt, es in mißverstandener Frömmigkeit als eine gefährliche Lockung zur Sünde anzusehen und deßhalb von sich zu stoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über seine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einsam zu Gott auf verlassenem Felde, oder er bat den Herrn auf seinem stillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den gesuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beschäftigung wieder; allein der Verkehr mit den sorgenloseren Kameraden führte ihn gar leicht in die Versuchung zurück, seine Freuden in heiter geselligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantasie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm, seine Dichtungskraft auf religiöse Gegenstände zu lenken, so fühlte er sich gereinigt von dem verhaßten Einwirken der Materie,

aber es ließ sich der Phantasie nicht wohl ein bestimmtes Gebiet anweisen, und bei einer so regen Geistesthätigkeit war es leicht erklärlich, daß Gottfried seine Stimmung häufig an Einem Tage mehrmals wechselte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Interesse für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter, diesen „sündlichen Hang" in ihm niederzukämpfen, indem sie ihm den Besuch des Theaters verbot und seine Lecture beaufsichtigte. Selbst als der berühmte Schauspieler Kunst in der Rolle des Hamlet auftrat, und die liebenswürdige Demoiselle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ sich die strenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeschriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakesspeare's geharnischter Geist über die Bretter ging, in Röhr's schlechter Predigerzeitung und Hengstenberg's pietistischen Jeremiaden Ersatz für den verwehrten Kunstgenuß suchen. Mehr noch, als die Mutter, wies Kinkel's Schwester Johanna das herbe Wesen protestantischen Separatistenthums. In stolzer Verachtung alles Weltlichen stieß sie alles nicht schlechthin als religiös sich Ankündigende mit einer gesuchten Bitterkeit des Herzens von sich, ohne daß sie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit gewesen wäre. Ganz im Gegentheil fand sie vielleicht in dieser unnatürlichen Bekämpfung des Rein-Menschlichen und in stolzer Selbstquälerei jenen Reiz, den auch die katholischen Märtyrer und Heiligen so oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des sinnlichen Elementes gesucht

haben mögen. Auch auf ihre Umgebung suchte sie diesen Geist des Welthasses auszudehnen. Während des Wittwenstandes des Professor Heinrich wurden dessen Kinder im Kinkel'schen Hause erzogen. Johanna nahm eines Sonntag's eines derselben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut sei, die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt schaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelschiffes verzierten. Nach dem Gottesdienste fragte Johanna ihre Pflegebefohlene: „Nun Lottchen, Was hast Du denn in der Kirche gethan?"

„Ich habe mir die goldnen Engel besehen."

„So? Wie machtest Du das?"

Das Kind blickte unschuldig zur Decke des Zimmers empor, stürzte aber in demselben Augenblicke schreiend zurück. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag in's Gesicht versetzt.

Am meisten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiösen Tyrannei seiner Schwester. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein besseres Herz beten. Was Wunder, daß dieser Geist einer pietistischen Askese auch theilweis auf den armen Gottfried überging, und seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelflor einer irregeleiteten Weltentsagung umdüsterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen schelmisch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Sammtblüthen des

Nußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein schöner Sonnabendnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuselten sanft die Gewässer des Rheines.

Auf dem rechten Rheinufer, wo sich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, schritten drei Wanderer rüstig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unsere beiden Freunde, und der dritte, ein schmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen war ebenfalls ein junger Theologe, Richard Selbach, der mit Beiden im vertrautesten Verhältnisse stand. Gottfried sollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelscheid für den alten Pfarrer predigen, und seine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Gespräch gingen sie auf die lachende Sieg zu, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm sein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit dem Freunde nach Berlin zu ziehen. Als sie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ sich durch die malerisch vor ihnen ausgebreiteten mit frischem Grün bewaldeten Berghügel, die sich gleich der schimmerden Brust einer Jungfrau über der Fläche erhoben, verleiten, noch weiter mit dem Freunde zu wandeln, und sprang wohlgemuth in den schwerfälligen Kahn, der sie über den hellgrünen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern

gar weiter in's Gebirge hinein. Zufrieden, das freundliche Städtchen erreicht zu haben, laſſen ſie es meiſt bei der begrenzten Ausſicht vom Schloſſe bewenden, das ſeit Jahren als Irrenanſtalt benutzt wird, und ſuchen ſich dann bei Wein und Ramsſpiel oder mit einem hübſchen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Aufbruch am Abend ſo gut zu vertreiben, als es angeht. Die ſtolze Pracht des Siebengebirges iſt nicht leicht Jemandem fremd, der in Bonn ſich aufhielt; aber nur Wenige ſind über Siegburg hinaus in das Bergiſche gewandert. Und doch bietet eine ſolche Fußtour viele Abwechſelungen, und freundlich einladende Landſchaften dehnen ſich im lieblichſten Reize vor den überraſchten Blicken aus.

Gottfried kannte dieſe Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man ungeſchaut ſelbſt Alles überſehen konnte, jede idylliſche oder romantiſche Stelle, die den Jüngling zur poetiſchen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er ſeinem Weggeſellen all' dieſe verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für ſie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und ſelbſt zum Verderben lockend verdammte, galt dieſes Urtheil doch nur dem, was die Menſchen entſtellt und verbildet hatten, und hier im koſenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauſchen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes ſeliges Kind an der liebenden Mutterbruſt. Auch kannte er genau die Geſchichte all' dieſer Orte,

an denen sie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und sich tapfer herumschlugen, wie der Ort ehedem starke Festungswerke besaß und noch jetzt die Spuren davon sich erhalten hatten. Dann jauchzte ihm das Herz, und er sehnte sich auch nach einer glorreichen Männerschlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitslust, und am Ende verschwamm wieder all sein Denken in eine begeisterte Hingabe an Gott.

So kamen die Beiden unter anregendem Gespräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrwege sich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und setzte sich mit seinem Freunde auf einen mit Moos und Flechten überwachsenen Stein. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob sich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendsonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen schien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne schritt singend mit dem Melkeimer über den Hof im Thale.

Endlich reichte Richard seinem Freunde aufstehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden sollte.

Während er so einsam fortwandelte, ward es ihm plötzlich schwer um's Herz. Eine seltsame Beklommen-

heit ergriff ihn, daß er nun so ganz allein eintreten sollte in ein fremdes Haus, da ihn Niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mälig im Westen. Gottfried ward sehr ernst, er lehnte sich an einen Baumstamm und betete; aber die seltsame Angst ging nicht weg. Langsamer ausschreitend verlor er sich zwischen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens, und schnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann faßte er sich, und ging herzhaft in das weißangestrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längst Seiner harrte.

Er hatte sich unter seinem Wirthe eine lange und hagere Gestalt gedacht, ähnlich den strengen und asketischen Bildern in Walter Scott's und Cooper's Romanen, und war sehr angenehm überrascht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Aussehen fand, der trotz seines Alters in ungebeugter Gestalt und frischer Kraft einhertrat. Neben ihm stand ein kleines, spindeldürres und hüstelndes Männchen, mit großer Meerschaumpfeife und wollener Schlafmütze, dessen vergilbte Züge den im Schulstaube verschrumpften Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und der, Schullehrer, Küster und Organist in Einer Person, die Kirchenlieder für den morgenden Tag holen wollte.

Pastor S . . . . — so hieß der würdige Seelenhirt — schritt, sobald er den jungen Theologen erblickte, freundlich auf ihn zu, und schüttelte ihm herzlich

die Hand. Nicht lange dauerte es, so war ein schmackhaftes Abendessen aufgetragen, und Gottfried fand im Gespräch mit dem muntern Alten bald seine volle Heiterkeit wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit seinem Wirthe begreifen, wie dieser, abgeschlossen von allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern, doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter verlebte. Die Universitätsstadt war gerade weit genug entfernt, daß ihr Beispiel nicht in das stille Dörfchen ihren schädlichen und zerstörenden Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande sind die Menschen noch unverdorbener und reiner von Sitten, namentlich auch religiöser. „Die ernste Andacht, mit der eine Dorfgemeine den Worten ihres Predigers lauscht," sagte der Greis, „erhebt sicherlich auch das Gemüth des Pfarrers höher, als der Anblick einer glänzenden Stadtkirche, deren Besucher ebenso sehr die Sucht zu sehen, als gesehen zu werden, hertrieb, und wo so manch' verstohlenes Zeichen der Langenweile den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht um Seinetwillen zusammenkamen. In der Landkirche aber sieht er nur aufmerksame, oft von leiser Rührung bewegte Gesichter, und selbst die blühenden Dorfkinder manchmal eine Thräne mit dem weißen Schnupftuch abwischen, und das hebt ihm dann wieder die Brust, daß er sich hier als Mittler weiß zwischen dem Allmächtigen, der ihm sein helles Licht in's Herz strömen ließ, und zwischen der Gemeine, die er zum Amen emporziehen soll."

Erſt ſpät begab ſich Gottfried auf ſein reinliches Schlafzimmer, und ſprach vergnügt ſeinen Abendſegen: „Schlaft wohl Jeglicher, der mich liebhat, und der's nicht hat!“

Am andern Morgen aber hielt er neugeſtärkt und zur Erbauung der andächtigen Landleute eine herrliche Predigt über das Gleichniß vom erſterbenden Weizenkorne.

5.

An der Landungsbrücke der Kölnischen Gesellschaft harrte die Menge der Reisefertigen. Schaufelnd und keuchend näherte sich das von Rauch geschwärzte Dampfboot „Marianne“ und legte unfern des Josephsthörchens an, während der rothbejackte Schiffsjunge die Schelle zog. Hastig wurden die aufgestapelten Kisten und Koffer unter dem Gedränge der Aus- und Einsteigenden an Bord getragen, und zum zweiten Mal läutete die große Schiffsglocke zur Abfahrt.

Unter den einsteigenden Passagieren bemerken wir die Familie des Oberschulraths Zeller, der von seinem Sohne Abschied nahm, den er in Bonn zurückließ. Auch an den in schmerzliche Träume versunkenen Gottfried Kinkel, der in heißem Kampfe die Thränen gewaltsam zurückhielt, richtete er freundliche Worte der Weisheit und Ermahnung. Aber der Jüngling überhörte seine Reden, und starrte in das schöne blasse Gesicht seiner Geliebten, die nun auf immer fortging.

Zum dritten Male schnitt der scharfe Ton der Glocke durch sein Herz, und drängte zum Abschied. Heiß preßte Gottfried die Hand des Mädchens, und flüsterte den Gruß: „Elise, leben Sie wohl! Ich darf nicht mehr sagen!“

Vernichtet, lautlos und ohne Thränen sah er das Dampfschiff abfahren, er lief ihm eine lange Strecke nach, und setzte sich endlich auf die Steinbank oberhalb Arndts Hause. Wie es nun so allmälig dahinschwand, und all sein Jugendglück auf dem stolz aufrauschenden Strome forttrug, da flossen seine Thränen heftig. In der trostlosesten Zerrissenheit lehnte er seine brennende Stirn an einen Weinpfahl, und als nun auch der Rauch des Schiffes fern hinter seinem Geburtsorte entschwand, da entrang sich ihm der tiefste Seufzer: „Wehe, mein Glück ist dahin!“

Immer noch schaute der Jüngling gen Süden, als schon längst die letzte Rauchwolke im frischen Morgenwinde verschwommen war. Der wildeste Schmerz durchzuckte sein Hirn, und vergeblich suchte er heut' in der Religion den Trost, welchen er sonst im Gebete fand. Plötzlich trugen ihm die Lüfte den süßen Schall eines Wortes zu, das ihn hoch über allen Schmerz emporleitete. Sandte ihm ein Engel Tröstung ins Herz? Klang das Wort der Geliebten über die Berge zu ihm empor?

Paul war dem trauernden Freunde nachgeschlichen, und hatte ihn, von Jenem unbemerkt, beobachtet. Jetzt aber hatte er sich hinter ihm emporgerichtet, und

ihm in's Ohr geflüstert: „Dieſen Kuß für meinen Gottfried!“

Freudig überraſcht wandte dieſer das Haupt, und Paul lag an ſeiner Bruſt. Ja, die Geliebte hatte im Augenblick des Scheidens dem ſanften Bruder ihren ganzen Liebesſchmerz vertraut, und für den Verlaſſenen dieſen Gruß aufgetragen, der ihn als freundlicher Stern durch's Leben geleiten ſollte.

Gottfried hatte ſeinen Muth wiedergefunden, und zog den Freund zu ſich nieder auf den ſteinernen Sitz.

„Siehſt Du,“ ſprach er, „wie ſchön uns der blaue Morgen anlächelt? O nun iſt ja Alles gut! Die Gemüther haben ſich gefunden, die Geiſter ſich frei angeſchaut. Dies ſüße Weh, dieſe ſchmerzliche Freude möchte ich nicht miſſen um der Welt Schätze!

— — und füllt uns auch der Knabe
Mit Gift den Kelch, wir ſegnen ſeine Gabe!

„Feſter, als je, ſteht mein Plan, würdig und nicht ohne Namen mein ſüßes Lieb wiederzuſchauen. Nicht mehr wird mich ihr Anblick laben, ihre Gegenwart ſegnen, ihr liebes Wort begeiſtern: ſo komme denn du, Sehnſucht nach der Entfernten, mit deinen milden Wonnethränen, mit deiner wehmüthigen Trunkenheit und deinen Träumen von zukünftigem Glücke! Wäre denn auch Alles Nichts, hätte es keinen Erfolg, und ſollte meine Liebe unglücklich ſein: — nun, es genügt mir, ein edles Mädchen geliebt zu haben, und von einer deutſchen Jungfrau geliebt zu ſein! Freudig ſchau' ich in die Zukunft, farbenhell malt ſie mir meine

Liebe aus, und dieſe Liebe löſcht nur mein Blut! Mag der kalte Verſtand reden: mein Gefühl ſoll er mir nicht zerſtören, und ich weiß es, meine Hohe, Einzige würde ich auch lieben als die Gattin eines Andern, wenn ich allein und verlaſſen in der Welt daſtände. Denn nicht leibliche Vorzüge, ſondern den Geiſt hab' ich erkannt und liebeglühend umfaßt! Der Leib vergeht, aber Phönix Geiſt iſt ewig! Hoch hinauf den Blick und heiter vorgeſchaut! Im Süden, im ſchönſten Gau des deutſchen Vaterlandes lebt ein Leben, ſchlägt ein Herz dem meinigen verſchwiſtert. Treue — und ſie wird gelohnt! Nur das Eine ſoll feſt ſtehen und unwandelbar, und ſoll auch nicht von den tobenden Wogen des Gefühls erſchüttert werden, noch von den Zweifeln des Verſtandes: — die feſte männlichſtarke und weiblichweiche Ergebung in Gottes allgütigen Willen! Gott, Dir ergeb ich mich!"

So ſprach Gottfried noch lange mit ſich ſelbſt und mit Paul über ſeine Liebe. Dieſer, welcher den kühnen Flug ſeines Freundes bewunderte, fürchtete dennoch für die Zukunft. Er bedachte, daß unſer verdorbenes Zeitalter mit der Verdrehung aller natürlichen Begriffe auch die Erziehung und den Werth des Weibes ſo frevelhaft erniedrigt hat, und daß ſich in Folge dieſer Anſichten das Weib ſelten über die Stufen einer erſten, allgemeinen Bildung erhebt, ſondern ihr Entwickelungsgang, meiſt mit dem vollendeten ſechszehnten oder ſiebzehnten Jahre abgeſchloſſen, von dort an gewöhnlich eher eine rückwärtsgewandte Richtung

nimmt. Er theilte seinem Freunde diese Besorgniß mit, und meinte, daß Elise später Gottfried, wenn dessen geistige Ausbildung mächtig fortschritte, nicht mehr werde genügen können.

Der Jüngling stutzte. Bald aber überwand er die in ihm aufsteigenden Furchtgedanken, und sprach: „O nein! Diese Himmelsblüthe, die ja noch kaum ihre ersten Blätter aufgethan, duftet schon so süß. Wie, wenn die warme Maiensonne der Liebe oder der glühende Sommerstrahl männlicher Kraft ihre innern Kelchblätter entfaltet, wie muß dann erst Farbenglanz und Duft aus ihr hervorblühen! O wie könnte sie mir verloren gehen?“

„Mit einem Dichter freilich sollte man sich nie auf Vernunftgründe einlassen,“ sagte Paul; „immer habt Ihr ein Bild bei der Hand, und wenn es Nichts beweist, so klappt es doch, und wir stehen wehrlos da mit all' unserer Weisheit.“

„Und all' Eure Weisheit schützt Euch doch eben so wenig gegen die Launen des Lebens, als unsre liebenswürdige Thorheit,“ entgegnete Gottfried lächelnd, indem er aufstand und ein rheinisches Volkslied vor sich hinsang.

6.

Bevor der junge Kinkel um die Mitte des vergangenen Jahres die Familie Zeller kennen gelernt hatte, ſtand er ziemlich einſam im Leben da. Freilich verkehrte er mit manchen Jünglingen, ſo mit den Studenten Koch, Bleibtreu, Kreutz, Müller, Everts-buſch, Marheineke und Anderen, allein dieſer Umgang beſchränkte ſich mehr auf einen gelegentlichen Austauſch wiſſenſchaftlicher Anſichten oder gemeinſame Spaziertouren, als daß er den Charakter einer innigen Freundſchaft getragen hätte. Eher verdiente ſchon dieſen Namen ſein Verhältniß zu Richard Selbach und Wilhelm Bögehold. Doch fand er auch in ihnen nicht ganz Das, was er ſuchte: beſtändige Anregung ſeiner Gefühls- und Geiſteskräfte. So zog er ſich denn ziemlich zurück, und lebte beſeligt bald mit den Heroen, bald mit den Dichtern und Geiſterfürſten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn dieſe Beſchäftigung und die Gebilde ſeiner Phantaſie den Schmerz der Einſamkeit und die Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft vergeſſen ließen.

Durch seine Bekanntschaft mit der Zeller'schen Familie fand er, wie wir gesehen haben, die Erfüllung seiner Herzenswünsche. Aber es ward ihm auch zugleich der Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft eröffnet, und sein neuer Umgang riß ihn aus seiner traumhaften Beschäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart hinein, die ihn den Augenblick genießen lehrte, und seinem angebornen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh.

Dabei trat freilich für ihn die Gefahr ein, er möchte sich universaliren. Er arbeitete nicht mehr so anhaltend und regelmäßig, wie sonst, wo er in einer Arbeit die Erholung fur die andere gesucht hatte, sondern mehr gelegentlich, weil es ihm jetzt an eigentlicher Anregung zum Studium manchmal fehlte; aber im Ganzen und Großen gewann er an Bildung.

Der nachhaltige Einfluß des erwähnten Umgangs zeigte sich noch herrlicher nach Abreise jener Familie. Der Verkehr mit Paul und die gewonnene Erfahrung warnte ihn, wieder in die alte Einsamkeit zurückzufallen, und das Bild der Geliebten munterte ihn zu fleißiger Entwickelung seiner vielseitigen Anlagen auf. Es genügte ihm nicht mehr an der bloß äußerlichen formellen Bildung, sondern er fühlte den Drang, durch treues Studium der positiven Wissenschaften die Ansprüche zu befriedigen, welche er theils selbst an sich machte, und welche ihm theils von Anderen bereits waren eingeräumt worden.

So floß sein Leben im stillen Gleichmaaß einer geordneten Thätigkeit dahin. Kam dann die Nacht mit ihrem sanftbefriedenden Flügelschlage, und ließ des Tages Last und Hitze mälig in seligem Traume verfluthen, dann stieg das Bild der Geliebten klar und milde vor seinem Geistesauge empor, und erweckte in ihm die tröstliche Hoffnung des Wiedersehens. Freilich war diese geheiligte Liebe nicht so stürmisch und schwärmend, wie seine frühere, aber sie wirkte dafür auch segnender auf seinen Bildungsgang ein. Würdig suchte er sich auf den gehofften einstigen Besitz Elisens vorzubereiten, und in freudigem Stolze pochte sein Herz, wenn er seine Bemühungen mit dem Beifall seiner Lehrer und Freunde gekrönt sah.

Bei so geregeltem Arbeiten war es erklärlich, daß seine Poesie ruhen mußte. Vielleicht ist auch die höchste Poesie wortlos. Ein angefangenes Trauerspiel „Prexaspes“ ward vorläufig zurückgelegt, und nur wenn Gottfried in seinen Mußestunden sich einmal in seine Lieblingsschriftsteller vertiefte, erwachte in ihm die Begierde, mit Jenen den Wettkampf zu beginnen. Namentlich waren es Körner's Schlachtgesänge, die ihn mit ihrer glühenden Freiheitslust ergriffen und den Muth in ihm wachriefen, selbst den Flug auf die Höhen der Dichtung zu wagen. Oft stiegen in seiner Brust, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Liederbuche hing, kühne Zukunftsgedanken auf von einem hohen Liede, das er dereinst der Welt singen wollte, aber noch ahnte er kaum all' die verborge-

nen Schätze seines Geistes, welche ein dornenvolles und reiches Leben im Lauf der Jahre zu heben bestimmt war. Noch ließ sich jenes Lied durch ein fröhliches Jugendträumen einschläfern, aber die Sehnsucht und der Schmerz dichteten es unermüdet fort, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorquellen hieß.

Die äußern Verhältnisse Kinkel's waren Nichts weniger, als glänzend. Sein Taschengeld war sehr gering, und das häusliche Leben in seiner Familie einfach und still. Schulden wollte der junge Student nicht machen, und obgleich er sich zur Ehre Gottes gern in der Entsagung übte, kam es ihm doch bisweilen hart genug an, sich aus Geldmangel so manches unschuldige Vergnügen versagen zu müssen, das er seine Freunde vor seinen Augen genießen sah. Auch zu wohlthätigen Zwecken fehlten seinem guten Herzen meist die erforderlichen Mittel, und das preßte ihm nicht selten Thränen in die Wimper.

Einmal dankte er inbrünstig seinem Gotte, daß er jetzt wieder ganze 10 Thaler besäße, aber am nächsten Morgen schreibt er in seinen Tagebuchnotizen: „Die 10 Thaler sind fort! Ich habe sie einem Freunde geliehen, der in Noth war, und bin nun selbst in einiger Verlegenheit. Doch es heißt ja: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit, so wird Euch alles Solches zufallen!"

Jede Unordentlichkeit der Lebensweise war ihm verhaßt. Namentlich verabscheute er das Spiel und

die Unmäßigkeit im Trinken aus tiefster Seele. Als Paul einige Zeit nach der Abreise seines Vaters seine Arbeiten etwas vernachlässigte, und öfter mit seinen Kameraden sich beim Kartenspiel amüsirte, erregte dies Kinkel's heftigsten Unwillen und schmerzlichste Besorgniß. Er nahm sich vor, alle Tage für Paul zu beten, und setzte dies Geschäft über ein halbes Jahr lang fort. Kindlich freute er sich, wenn Paul seinen Ermahnungen Gehör schenkte, und wieder fleißiger ward.

Auch das Tanzen hatte Gottfried seit seinen ersten Knabenjahren als sündlich betrachten gelernt. Ging er nun an einem schönen Sonntagnachmittage mit seinen Genossen auf ein nahegeleges Dorf, und war so recht seelenvergnügt und heiter in der Gesellschaft guter Menschen und der Umgebung einer herrlichen Natur, dann schnitt es ihm wie ein scharfer Mißlaut im schönen Einklang des Alls durch das Herz, wenn ihm plötzlich eine schallende Tanzmusik aus einer Bauernschenke entgegenklang, und oft flüchtete er sich aus einer lustigen Kirmes mitten in das Dunkel des Waldes oder auf die freien Gipfel der Berge, wo er dann langgesteckt, im Grase die bläulichen Rauchwolken aus seiner Thonpfeife in die frischen Lüfte hineinblies, indeß sich seine Gedanken über Zeit und Raum zu seiner fernen Liebe hinaufschwangen.

Von seinem religiösen Standpunkte sagte er damals selbst: „Von dem Hegelthum komme ich leider mehr und mehr ab; Rationalist zu sein ist mein höchster Wunsch, dabei bin ich jedoch zugleich Supranaturalist und Mystiker, nöthigenfalls sogar Pietist.“

So drängte ihn sein klarer Verstand unabläſſig zu einer vernunftgemäßen Auffaſſung der Theologie hin, während ein tiefes religiöſes Gefühl und ein andachtglühendes Herz ihn eben ſo beharrlich in die wunderbaren Tempelhallen eines dunklen Wunderglaubens zurückzog. Allein dieſe Unklarheit ſeiner religiöſen Begriffe beunruhigte ihn nicht; er ſah dieſelbe als nothwendigen Durchgangspunkt ſeiner Entwickelung an, und all' ſeine Zweifel löſte zuletzt friedlich ſeine begeiſterte Frömmigkeit und ſeine endloſe Hingabe an den Willen des Allmächtigen.

So verſtrich fröhlich der Sommer, und die Zeit rückte näher und näher heran, wo Gottfried das elterliche Haus verlaſſen ſollte. Er freute ſich namentlich darauf, in Berlin große Geiſter und tüchtige Männer ſeiner Wiſſenſchaft kennen zu lernen, und nur der Abſchied von ſeiner Familie, namentlich von ſeiner Schweſter, welche er die „Beſſernde" zu nennen pflegte — ſo groß war die Demuth des Jünglings, daß er ſich eine ſolche Hofmeiſterin gefallen ließ! — fiel ihm ſchwer auf's Herz.

Schon ſahen die Trauben an den dunkelgrünen Weinſtöcken der Hand des Winzers entgegen, als Gottfried eine Thräne des Scheidens auf der feuchten Wimper zerdrückte, und mit ſeinen Freunden erwartungsvoll der großen Hauptſtadt zureiſte.

Zweites Buch.

Berlin.

Oktober 1834 bis August 1835.

1.

„Heda! Aufgewacht, Du mordfaule Ratze!“

Paul rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen, und ſtarrte verwundert ſeinen Freund an, der in ganz durchnäßten, ſtraffanliegenden Kleidern vor ſeinem Bette ſtand.

„Aber Gottfried! Was haſt Du denn gleich in der erſten Nacht unſeres Hierſeins für tolles Zeug angefangen?“

„Das kommt davon, wenn man nach Hinten hinaus wohnt,“ antwortete dieſer. „Da mag noch ſo viel Skandal auf der Straße los ſein, da mögen hundert Nachwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachſchleppenden Säbeln die Stadt durchſpektakeln, Nichts hört Ihr.“

„Danke auch ſchönſtens für ſolche Nachtunterhaltungen“, lachte Paul.

„Wohl möglich; aber wenn Dir nun das Haus überm Kopfe zuſammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen ſteht?“

„Dann laſſe ich Gott und die Spritzenmänner dafür ſorgen, daß die andere Hälfte von einer Sündfluth verſchlungen wird, ſo heben ſich die Gegenſätze auf. Aber, Scherz bei Seite, Du ſcheinſt mir gerade auf der Grenzmark zwiſchen der verbrennenden und ertrinkenden Welt geſtanden zu haben.“

„Wie ſo?“

„Hinten hangen Dir die halbverkohlten Rockſchöße trauernd zur Erde, und vorn — — — Aber, mein Gott, Was iſt Dir?“

Gottfried hatte haſtig den Rock ausgezogen, und ſtarrte entſetzt auf die verbrannten Fetzen. „Es war mein beſtes Stück Zeug!“ ſeufzte er trübſelig, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen ſtürzten.

Als er ſich etwas gefaßt, erzählte er ſein Abentheuer. Gegen 4 Uhr Nachts erſcholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch die Gaſſen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen raſſelten über das Steinpflaſter. Gottfried ſprang aus dem Schlaf empor, fuhr ohne Auswahl in ſeine beſten Kleidungsſtücke, die er beim Auspacken für den folgenden Tag zum Zweck einiger Antrittsviſiten zurecht gelegt hatte, und fand ein Haus in der Mohrenſtraße in lichten Flammen. Haſtig drängte er ſich durch die verſammelten Maſſen, und half unabläſſig Waſſer zutragen, bis ſich der Brand gelöſcht zeigte. Da er immer einer der Vorderſten war, und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeſchoben ward, mußte die Flamme ſeinen Rock ergriffen haben, ohne daß er

in seiner Thätigkeit darauf achtete. „Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, so bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur 6 Thaler,“ schloß er seine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blasse Hunger! 's geht nicht anders! Aber wo im December Geld hernehmen? Gott wird's wohl schicken!“

Paul tröstete den verzagten Freund, so gut er es vermochte, während er sich anzog, und folgte ihm dann in dessen Wohnung, indem er ihm seinen Mantel lieh, und ihn zur Eile antrieb, damit er sich in den nassen Kleidern nicht erkälte.

Kinkel bewohnte ein einfaches, aber freundliches Zimmer in der Charlottenstraße im Hause des Theater-Regisseurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von Bonn aus Empfehlungen mitbrachte. Kaum war er auf seiner Stube mit seinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn seines Wirthes, ein junger liebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnäßte Student kleidete sich rasch um, und nun ging es an's weitere Auspacken seiner wenigen Habseligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Gesprächen behülflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezensenten der aufzuführenden Stücke suche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot seiner alten Mutter, das Schauspielhaus zu besuchen, aber er dachte auch an

seine namenlose Noth, und schüchtern fragte er: „Könnte mir wohl diese Stelle übertragen werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Ferdinand. „Wenn Sie mit meinem Vater darüber sprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme ist gering.“

„Wie groß ungefähr,“ fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe, und Jener bat, deßungeachtet, ihn seinem Vater vorzustellen, da er gern mit diesem Honorar zufrieden sei.

Die Sache ward sofort in Richtigkeit gebracht, und Kinkel freute sich, wenigstens doch Eine sichre Aussicht auf einen bescheidnen Verdienst zu besitzen.

Beim ferneren Auspacken seiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Professoren und einige Familien vor, unter andern ein Schreiben des Professor Sack an dessen Schwester, die damalige geheime Legationsräthin Eichhorn. Sinnend wog er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf spätere Zeit in sein Tagebuch, wo es vergessen liegen blieb. Wer weiß, wie sein Schicksal sich nachmals gestaltet hätte, wenn er durch jenen Brief in das Haus des späteren Ministers wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über seinem Haupte, und ließ ihn die Häuser der Vornehmen und Großen der Erde vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie seines Wirthes und besonders mit dem jungen Maler Weiß in mehre Gesellschaftskreise ein. Namentlich

verlebte er im Umgange mit der Familie Schlöſſing manche angenehme Stunden.

Um ſich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu ſchützen, verſchmähte Gottfried ſelbſt die ſaftloſeſten und langweiligſten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler faſt täglich Correkturen von Druckſachen, und verwaltete dies mühevolle und wenig einträgliche Geſchäft mit der größten Pflichtreue und Aufopferung.

Außer dem täglichen Verkehr mit Paul Zeller, Richard Selbach, dem jungen Weiß und dem Studioſus Theologiä Wilhelm Bögehold, zu welchem Letzteren er ſich damals beſonders hingezogen fühlte, reizte ihn namentlich der tiefergehende Umgang mit einem höchſt genialen Architekten: Hugo Dünweg aus Barmen.

Dieſer Jüngling machte beim erſten Anblick den Eindruck eines ſeltenen und außergewöhnlichen Menſchen. Unter röthlichgelbem Haar und Augenbrauen blitzte ein glänzendes tiefblaues Auge hervor, das beſtändig mit geiſtreicher Unruhe umherſchaute, dann aber im Geſpräch mit einem Mal feſt auf den Mienen des Redenden hangen blieb, wenn dieſer ein Wort, einen Gedanken vorgetragen hatte, der Hugo entweder ſtutzen machte oder ſonſt ſein Intereſſe lebhaft in Anſpruch nahm. Es lag etwas Haſtiges und Leidenſchaftliches in all' ſeinen Bewegungen, und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht ſelten Bitteres und Zeriſſenes, zumal wenn ſich ſein edelgeformter Mund, wie es oft geſchah, zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzog.

Hugo war bereits früh in die Welt hinausgestürmt. Begabt mit den herrlichſten Anlagen zur Poeſie, hatte er bald alle Erwartungen ſeines glühenden Herzens getäuſcht und verhöhnt gefunden. Sein Vaterland, für deſſen Freiheit und Größe ſein Herz mächtig ſchlug, ſah er, von elenden Buben geknechtet, im Todeskrampfe verzucken, und die Thaten Derer, welche ſtets das Wort der Liebe auf der Lippe trugen, ſtraften ihren Mund Lügen. Er ſah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, verſchmäht und gemordet, und gerieth ſo von Zweifeln zu Zweifeln, von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war ſein Herz gut und edel, und ſein Lied ſchoß wie ein reinſter Blutquell aus der verwundeten Bruſt des noch im Tode ſingenden Schwanes.

Eine ſo großartig angelegte, aber ſich ſelbſt zerſtörende Natur konnte nicht verfehlen, auf Kinkel den lebhafteſten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erſcheinung auszuüben. Dieſer ſuchte mit Allem zu glänzen, was er an Vorzügen beſaß, um einen ſo wilden und ewig nach Lebensgenuß ringenden Geiſt zu feſſeln, nicht aus Selbſtſucht, ſondern weil er in ſeiner jugendlichen Unſchuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menſchenherz ſo früh und ſo grimmig zu durchſchüttern vermochte. Und er ſah dies große Herz ja verbluten unter ſeinen Qualen; wie ſollte ſich ihm nicht der Gedanke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Hugo war schwer ganz zu durchschauen, allein es gelang Kinkel, ihm fast täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen seiner reichen Dichterbrust aufschloß und nun vereinigt der Töne Schwall von Beider Lippen strömte.

Anfänglich hatte Gottfried die Poesie ruhen lassen wollen; er schrieb an einer Geschichte der Adoptianer, und gedachte sich ganz in theologische Arbeiten zu versenken. Aber Hugo trieb ihn beständig vom Schreibtische fort, und regte seinen Drang zur Dichtung trotz dem gelben sumpfigen Wasser der Spree und den kahlen Häuserkolossen so mächtig an, daß oft die Adoptianer sammt der ganzen Gottesgelahrtheit in lauter Poesie erstickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Monat December saß Kinkel fleißig bei seiner Arbeit. Hugo trat ein, und da sein Freund sich nicht wollte stören lassen, stellte er sich an dessen geöffnetes Schreibpult und kramte in allerlei Papieren umher. Plötzlich fand er ein loses Blatt und las:

Monolog des Otanes:

„O eitle Lust der hirnverbrannten Menge,
Verfolgst du mich auch in dies stille Haus?
Die widerwärt'gen Töne drängen sich
Wie böse Geister ein in meine Brust; —
Ist dies ein Fest, dann giebt's kein Trauern mehr!
Ist Sklaverei ein Fest — Was ist dann Freiheit?
Heut' schmiedet willig sich ein edles Volk
Aus schnödem Eisen eine Sklavenkette! — —

Wär' ich gefangen in dem tiefſten Thurm,
Ich biſſe grimmig meine Eiſenfeſſeln;
Und wenn ich mir die Zähne abgeſtumpft,
Ich würde doch noch raſſeln mit den Ketten!
Doch dieſes Volk — der ungeheure Rieſe,
Der Diamantenfeſſeln könnte ſprengen —
Es kettet ſelbſt ſich — und es jauchzt dazu!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ha, ſoll ich's dulden, daß um Kores' Krone,
Die dieſes Erdballs beſtes Volk beherrſcht,
Wie um ein Aas, ſich dieſe Beſtien ſtreiten?
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwiſchen jenen Tiger
Und dieſen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und ſie verſenken in den tiefſten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtſchaft Zeichen" ſo vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke ſchenken,
Der Höchſte nicht — doch ſoll kein Höhrer ſein!"

Kinkel fühlte ſich plötzlich krampfhaft emporgeriſſen, und mit fiebernder Haſt fragte ihn ſein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinſtreckte:

„Um Gotteswillen, Gottfried, Was iſt das?"

„Ein zerſtreutes Bruchſtück aus einem angefangenen Trauerſpiel: „Prexaspes'" entgegnete dieſer betroffen; „aber, Menſch! Was willſt Du? laß mich doch los!"

„Angefangen? — Trauerſpiel — Prexaspes? — Und Du kannſt hier ruhig bei Deinen verfluchten Adoptianern, oder wie das Lumpenpack heißt, ſitzen,

während Dein Trauerspiel sich unvollendet im Pult herumtreibt?!"

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden."

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal — vollenden?!" starrte ihn Hugo mit weitaufgerissenen Augen an. „Bist Du denn vollständig toll geworden?! Glaubst Du denn, daß der verknöcherte Pastor noch solche „Räuber" die Censur passiren läßt?"

„Aber ich will niemals ein verknöcherter Pastor werden."

„Schöne Vorsätze das! Der Weg zur Holle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, sagt Pater Abraham a santa Clara oder sonst Jemand, — und ein evangelischer Pfaff kümmert sich den Teufel um die Tiger und Wölfe, setzt Hugo Dünweg hinzu."

Gottfried wollte sprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!"

Er riß ungestüm das Manuscript der Adoptianer vom Tische, warf es zerknittert in das Schreibpult, legte das erwähnte Blättchen an die Stelle desselben und fuhr gemäßigter fort, indem er den noch ganz verwunderten Freund wieder auf seinen Stuhl drückte:

„Siehst Du, so ist es Recht! Der Prexaspes wird fortgesetzt, er muß — laß sehen, wir schreiben Mitte December — er muß bis zum Februar fertig sein, dann bringst Du ihn dem Theaterdirektor, dann wird er aufgeführt, und Dein Ruf ist gegründet!"

„Und Du wirst dem Dichter einen Lorbeerkranz von der Gallerie vor die Füße," lachte Kinkel.

„So — jetzt machst Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht stören. Nachher komme ich wieder zu Dir, dann liesst Du mir das Geschriebene vor." Damit nahm Hugo seinen weißen Filz, und stürmte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf seines Freundes zu achten.

Lächelnd nahm dieser die mißhandelte Abhandlung wieder hervor, schrieb ungestört weiter, und beschloß dabei im Stillen, den Prexaspes" nicht zu versäumen.

Gegen 10 Uhr kam Hugo zurück. Verstimmt sah er den jungen Dichter im blaßgrünen Schlafrock und aus der langen Arbeitspfeife mächtig qualmend bei den Adoptianern, freute sich jedoch über das Versprechen, das begonnene Drama fortzusetzen.

Es entspann sich bald ein tieferes Gespräch zwischen den beiden Junglingen, das von Kinkel mit ruhiger Klarheit, von Dünweg mit leidenschaftlicher Erregtheit geführt wurde. Der Letztere hatte viel Wein getrunken und dadurch seine schon von Natur heiße Stimmung noch gesteigert. Er klagte in wilden Ausrufen über den Wandel der irdischen Dinge.

Endlich stieß er trotz der kalten Winternacht das Fenster auf, und ließ den scharfen Zugwind durch sein Haar streichen. Stürmisch rief er in die stille Nacht hinaus:

„Ha, wie die Brust sich hoch hebt bei dem Anblick des himmlischen Glanzes, wie das Gestirn mit Flam-

menzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz strahlt! — Unendlichkeit! o des erbärmlichen Flitterstaates, von dem jeder Schuft einen Fetzen um sein Dasein hängt, sein elendes Selbst in dem glänzenden Meere unbemerkbar zu machen! Hier sind die Marken des Geistes, hier der klägliche Herabsturz des Erkennens in der Vermuthung grundlose Tiefen, der unermeßliche Sprung vom Tropfen zum Ozean! Wie gern möchte sich der hochfahrende Geist mit kühnem Flügelschlage hinauftragen in die kreisenden Sphären des Weltraums: — aber das Wort versiegt vor dem strahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichthinschwebenden Aether, und in wirrem Hinabsturz taumelt der Geist zurück in sein ewiges Gebiet — die beengende modrige Erde!

„Doch die Sterne schauen den kühnen Flieger so tröstend an mit ungetrübtem Glanze und seliger Klarheit, der dann erschaut, kostet den Dampf des göttlichen Nektars und sich hineinträumt in ihre kreisenden Bahnen und Systeme.

„Und ewig hängt sein feuchtes Auge an ihrem Glanze, und heiligen Frieden strahlen sie in sein zerrissenes, blutendes Herz! Hier ist das Gebiet der Wahrheit, welche die Erde floh, und ihre Segnungen gen Himmel teug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen sich Welten in festen, unveränderlichen Bahnen. Die Sterne kennen keine Willkühr, in bestimmtestem Maaße bewegen sich ihre ruhigen Massen.“

Das Gemüth des seltsamen Schwärmers schien sich allmälig zu beruhigen, — als plötzlich eine Sternschnuppe vom Himmel sank. Hugo schrie auf:

„Wehe, Was stürzt so flammend herab von den hohen Gewölben zur Erde nieder? Sterne reißen sich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit, kein Bestand?! Wenn die Sterne lügen, wo ist dann noch Wahrheit zu finden?"

Hugo schlug ungestüm das Fenster zu, daß klirrend eine Scheibe zersprang, und brach zusammen.

„Ich kann diese Nacht nicht schlafen," sagte er, „gieb mir ein Blatt Papier, und geh' zu Bett!"

Der besorgte Freund mußte ihn seinen Willen thun, und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberschlaf.

Als er am Morgen aufwachte, hatte sich Hugo bereits entfernt; aber auf dem Tische lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelnder Phantasien und zerrissener Traumgedanken, das Jener in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte.

2.

Ein Berliner Lebenstag *).

Von 6—8 Uhr. **Bibellesen:**
„Und er hatte gesessen zu Füßen seines Meisters Gamaliel.“

Von 8—9 Uhr. **Collegium bei Marheineke:**
„— — Ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsherum ist schöne grüne Weide.“

Von 9—10 Uhr. **Collegium bei Hengstenberg:**
„Hier wird der Geist recht brav dressirt,
In span'sche Stiefel eingeschnürt.“

Von 10—11 Uhr. **Besuch bei Schlössing's:**
„— — Und alles Weh und alle Freude
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.“

Von 11—12 Uhr. **Collegium bei Neander:**
„Zwar weiß ich Viel, doch möcht' ich Alles wissen.“

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch.

Von 1—2 Uhr. **Tiſchſtunde:**

„Iß, trink' und ſei vergnügt!“

Von 2—4 Uhr. **Berliner Nachmittag:**

„Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Wüſten hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.

Von 4—6 Uhr. **Prexaspes:**

„Die Poeſie in allen ihren Zungen
Iſt dem Geweihten Eine Sprache nur.“

Von 6 Uhr — Nachts. „Tabula rasa.“

3.

Der Winter verſtrich unter fröhlicher Abwechſelung von Arbeiten, Poeſie und geſelliger oder freundſchaftlicher Unterhaltung. Paul hatte zu Oſtern die Univerſität verlaſſen, und das Bild Eliſens trat in Gottfried's Seele mehr und mehr zurück, ohne doch jemals ganz zu erliſchen. Allein es fehlte das äußere Band, Kinkel erhielt nur ſelten von Paul Nachrichten über die entfernte Geliebte, und bald meldete ihm dieſer Eliſens Verlobung mit einem anderen Freier. Jetzt hielt der junge Student es für eine heilige Pflicht, alle Gedanken an ihren dereinſtigen Beſitz aufzugeben, und ſo drängte er das ihm ſo liebe Bild allmälig weiter und weiter auf der Tafel ſeiner Erinnerung zurück.

Dagegen ſchloß er ſich mehr und mehr an die übrigen Freunde an, und war im Ganzen genommen glücklich und heiter, wenn auch oft das Sehnen nach einer beſtändigen Liebesgluth ihn mächtig ergriff.

Seine Poeſie ſchlummerte nicht, aber unter der Laſt ſeiner theologiſchen Arbeiten und dem gewaltigen

Einfluß des wilden Hugo Dünweg blitzte sie seltner auf, und nahm manchmal den leidenschaftlichen Charakter seines Freundes an. Es war oft mehr eine verzehrende Flamme, die unter der erkalteten Lava hervorbrach, als das mildwärmende Feuer sanfter Gefühle, und doch fühlte er, daß nur die Poesie sein Wesen, wie früher, so auch jetzt zur Blüthe würde entfalten können. In diese Zeit fällt das schöne Gedicht an Richard Selbach *) und eine Reihe von Jugendgedichten, die eine tiefe Sehnsucht nach der Natur verrathen, von der ihn so oft ein religiöser Irrthum fortriß, aber an deren Brust ihn stets ein reines Gefühl wieder zurückzog.

Gottfried hatte in dieser Zeit manchmal körperliche Leiden ausgestanden. Bald nach seiner Ankunft in Berlin war der junge Weiß gefährlich erkrankt, und Kinkel hatte, mit Ausnahme seiner Collegienstunden, die er nicht leicht versäumte, Tag und Nacht an dem Bette seines bedrohten Freundes zugebracht, und ängstlich jeden seiner Athemzüge belauscht. Als dieser endlich nach einem langen Schmerzenslager genas, fühlte Gottfried die eigne Gesundheit zerstörend angegriffen, und mußte sich in seinen Arbeiten einschränken, um nicht ebenfalls in ein langwieriges Siechthum zu verfallen.

Als aber der Frühling kam mit seinem frischen Grün und seinen tausend und aber tausend Blüthen,

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1843. Seite 54.

da säuselten die warmen Mailüfte auch von Gottfrieds Stirn das letzte Winterleiden hinweg, und das Roth der Genesung schoß ihm wieder freudig in die Wangen.

Es grünte und blühte in seiner Brust. Das Lied der Vöglein und das leise Flüstern in den Wipfeln der Bäume weckte ein Echo in seinem Herzen, unsäglich viele Gedichte stiegen in ihm empor, und manches entfaltete sich voll zur herrlichsten Blüthe. Sein ganzes Wesen und Dichten wurde leicht, gefühlsmäßig und aufspruchslos, wie das Weben des Lenzes im Gegensatz zum kalten und philosophischen Winter. Ein Hochgefühl der Lebenskraft erfüllte sein Herz, aus dem tiefsten Busen wogten und brausten unzählige Gedanken hervor; schnell und gefügig stellte sich das Wort. Es fluthete in seinem Innern von Dichtungen, Alles — Welt, Gemüth und Natur — gestaltete sich ihm zu einem poetischen Rundgemälde. Ein großes Epos in zwölf Gesängen: „Des Kreuzes Triumph" ward begonnen, und die drei ersten Gesänge in kurzer Zeit ausgeführt. An Stoff fehlte es ihm nicht, und so konnte er unablässig fortschreiben, bis ihn die Freunde in's Freie riefen oder die stille Nacht ihn an die Pflicht des Schlummers mahnte.

Er singt selbst von dieser lustigen Frühlingszeit:

„Ein üppig blühend Jugendleben
Umgiebt mich rings mit frohem Glanz,
Der reichsten Schönheit Zauberweben
Schlingt um mich aller Freuden Tanz;

Die Sonne lacht, die Fluren blühen,
Der Freunde frischer Geist ist mein,
Die Leier ohne mein Bemühen
Tönt volle Klänge muthig drein!“

Waren nun auch diese Lenzgedichte meist subjectiv und mangelten häufig einer durchgebildeten poetischen Form, so lag das eben in seiner jugendlichen Natur, und ein stetes Ringen nach Fortschritt und Vollendung gab sich auch schon in diesen Jugendpoesieen kund, die leicht und frisch aus seiner reinen Seele hervorströmten.

Freilich quälte ihn manchmal der Zweifel, ob ihm wirklich ein großes Talent verliehen sei. Schon in seiner frühesten Knabenzeit hatte ihn ein mächtiger Trieb zur Malerei hingetrieben, und einst, als er lange vor dem herrlichen Bilde der badenden Diana stand, knirschte er mit den Zähnen, daß nicht auch er Solches zu schaffen vermöge, daß ihm der Pinsel versagt sei. Aber dann hob ihn wieder das Gefühl, daß auch Worte und Töne, ebenso lebendig wie Farben, in gleicher Schönheit und Kraft das Wesen des Göttlichen offenbaren und die Größe des menschlichen Geistes bekunden. Und als er nun Oehlenschläger's Correggio über die Bretter wandeln sah, da erfaßte ihn der unwiderstehliche Drang, Gleiches zu wirken, und er wagte hinfort nicht mehr an der göttlichen Macht der Poesie zu zweifeln. —

Die Natur hatte in diesem Jahre ihre vollste Herrlichkeit entfaltet, die Amsel schlug in den Hecken,

und luſtig hatte der Wind die weißen Blüthen von den Kirſchbäumen herabgeſtreift, als ein leichtes Fuhrwerk auf der Straße nach Schönhauſen hinrollte, und in der Nähe des königlichen Schloſſes vor dem freundlichen Wirthshauſe anhielt. Die Ausſteigenden wanderten unter fröhlichem Geſpräch in den Schloßgarten, und ſuchten ſich ein ſchattiges Plätzchen, wo ſie ſich in maleriſchen Gruppen hinlagerten. Die Geſellſchaft beſtand aus einer ältlichen Dame und ihren Töchtern, den Fräulein Henriette und Marie Schlöſſing, deren Bruder Eduard, einem jungen Lackmaler, der jedoch damals einen erfolgloſen Anflug zu wirklicher Kunſtmalerei nahm, Richard Selbach und Ferdinand Weiß.

Kaum hatten ſie Platz gefunden, als Hugo Dünweg und Gottfried Kinkel Arm in Arm dahergeſchlendert kamen, die auf dem Wagen nicht mehr Platz fanden, und deßhalb zu Fuß der befreundeten Geſellſchaft nachgegangen waren.

„Sieh da, Meiſter Wolfram und Meiſter Gottfried von Straßburg!“ ſcherzte Selbach, der ſich mit Fräulein Henriette angelegentlich unterhielt.

„Herrlich, daß Sie kommen!“ begrüßte Fräulein Marie die Ankommenden, „uns fehlten nur die Dichter, um uns dieſen herrlichen Frühlingstag ganz genießen zu lehren.“

Gottfried erröthete, und Hugo ließ ſich neben der Sprechenden auf das junge Moos gleiten. Letzterer fühlte ſich niemals wohler, als in der Geſellſchaft des ſchönen muntern Mädchens, und ſeine Zuneigung zu

derſelben ſchien allmälig die Färbung einer innigen, wohl nicht ganz unerwiederten Liebe anzunehmen.

Ferdinand Weiß zeichnete das königliche Schloß in ſein Skizzenbuch, und Gottfried ſetzte ſich neben Eduard Schlöſſing und deſſen Mutter.

Letzterer lenkte das Geſpräch, wie gewöhnlich, auf das Theater. Am vorigen Abend war ein franzöſiſches Luſtſpiel aufgeführt worden, in welchem, wie in den meiſten dieſer Stücke, das Verhältniß der Ehe auf die leichtfertigſte Weiſe herabgewürdigt ward. Der junge Schlöſſing erzählte, er habe herzlich gelacht, und ſich weidlich amuſirt.

Kinkel ſprang von edlem Zorn erglühend auf, und begann mit der ganzen Wärme ſeines ſittlichen Gefühls die Polemik gegen dieſe ſkandalöſen Bühnenſtücke der Neuzeit. Er begriff nicht, wie ein gebildeter und tugendhafter Menſch an ſolchen plumpen Späßen auf Koſten der heiligſten Begriffe Gefallen finden und dieſelben gar loben könne.

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß es mit den meiſten Ehen hier zu Lande anders iſt?“ unterbrach ihn ruhig Madame Schlöſſing.

„Schlimm genug,“ erwiederte der feurige Jüngling; „doch dann ſollte man wenigſtens nicht durch die Verherrlichung ſolcher Bubenſtreiche zur Nachahmung der Laſterhaftigkeit aufreizen!“

Fräulein Marie, welche die Fortſetzung des angeſponnenen Zwiſtes fürchtete, bat die beiden Poeten, einige ihrer letzten Produktionen vorzutragen.

Nach einigem Zögern nahm Gottfried seine Brieftasche hervor, und las:

„Was soll ich singen und sagen?
Die Brust ist voll und weit,
Die Pulse kräftig schlagen
In dieser Wonnezeit.

Ich lieg' auf grünen Matten,
Weithin dehnt sich die Au,
Durch dunkelgrüne Schatten
Erglänzt des Himmels Blau.

Doch mangelt Eins noch immer
Zur hellen Dichterlust, —
Der Liebe milder Schimmer
Füllt mir noch nicht die Brust.

Drum weil der Schwestern keine
Du einen mir gewollt:
Bleib' Du, Natur, alleine
Mit Muttertreu' mir hold!

Du schenktest mir für's Schöne
Den freien, offnen Sinn;
Der Schöpfung reiche Töne,
Die sind mein Hochgewinn.

Was groß zu allen Zeiten,
An allen Orten war,
Schon schau' ich's wie von Weitem,
Die Dichtung macht mir's klar.

Drum willst Du mir versagen
Den leichten Minnescherz:
So laß mir ewig schlagen
Dein großes Mutterherz!"

„Recht hübſch," bemerkte Fräulein Henriette, „nur etwas zu leichte Waare. Sie ſollten ſich den Göthe noch mehr zum Muſter nehmen, um von ihm Objectivität zu lernen."

Jetzt zog auch Hugo ſeine Schreibtafel hervor, und las:

Meerfahrt.

„Was trauern die blauen Wogen,
Was ſchweigt der geſchwätzige Wind?
Es kommt dahergezogen
Ein todtes Königskind.

Im ſchwarzbehangenen Schiffe
Da liegt die blaſſe Maid,
Mit Saitenſpielen ſtehen
Die Ritter ihr zur Seit'.

Die Winde alle lauſchen
Auf ihre Melodei,
Die Waſſer ſo traurig rauſchen
Am dunklen Schiff vorbei.

Sie denken geſunkener Sterne
Am ſonnigen Frühlingstag,
Da in der Fluthen Umarmung
Die Königstochter lag.

Da ihr der Wellen Gekräuſel
Den Leib umſchlungen hielt,
Da mit den Haaresflechten
Dereinſt die Winde geſpielt. —

So war es wohl vor Zeiten,
Jetzt iſt die Jungfrau todt,
Jetzt ſtrahlet nicht mehr die Wange
Roſig wie Morgenroth.

Wie eine Lilienblume,
Die von dem Sturm zerknickt,
So haben im Todtenkleide
Die Sänger ſie erblickt.

Drum trauern die blauen Wogen,
Drum ſchweigt der geſchwätzige Wind,
Daß ſo dahergezogen
Das todte Königskind."

Mariens Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf der bleichen Geſtalt des Dichters, und die Thräne, die ſich auf ihre Wimper ſtahl, mochte ihm ein ſchönerer Lohn ſcheinen, als der ſtürmiſche Beifall der Uebrigen, nachdem er geendet.

Nun ſollte Gottfried wieder ein Lied mittheilen. Kleinlaut ergab er ſich in ſein Schickſal, weil er die Ueberlegenheit ſeines Nebenbuhlers fühlte, und ſprach das Lied von der

Frau Minne.

„Es iſt eine ſchöne Kön'gin,
Die hat ein mächtig Reich;
Wollt Ihr die Reiche zählen
Nach Seelen,
Da thut's ihr keine Andre gleich.

Das iſt die Königin Minne,
Die herrſchet überall,
Die mit gar holden Blicken
Und Tücken
Den Stolzen bringt zum tiefſten Fall.

Wohl hab' ich lang gekämpfet
Mit ihrem Regiment;
Doch wie ich auch mag ringen:
Gelingen
Muß ihr doch Alles bis an's End'!

Nun hat ſie auch erobert,
Die einſt nur mir geweiht,
Daß ſie in Liebchens Armen
Erwarmen
Vom kalten Hauche dieſer Zeit.

Wie ſteh' ich nun im Leben
So freudlos, kalt und ſtill!
Ob mir denn Keiner tragen
Die Plagen
Der Einſamkeit mehr helfen will?

Fürwahr, ich trag's nicht länger:
Frau Minne, nimm auch mich
In Deine milden Hände,
Und ende
So meine Schmerzen ewiglich!"

Fräulein Henriette und Richard drückten ſich verſtohlen hinter dem Rücken der Mutter die Hände, und der junge Weiß ſagte ſcherzend: „Ein new Minneleich in der Spielweis Heinrich's von Meiſſen, genannt Frouwenlob."

Hugo lehnte sich an einen Baumstamm, und las, indem er sein unstätes Auge fest auf Marien's Antlitz heftete, folgendes Gedicht:

„Der alte Gott im Himmel
Der ist ein Musikant,
Der hat die großen Saiten
Von Stern zu Stern gespannt.

Die Welten alle tanzen
Nach seiner Melodei,
Die schwingen um ihn sich lustig
In Bahnen mancherlei.

Und bis die alten Lieder
Verklungen, die er singt,
Bis daß die letzte Saite
Auf seiner Harfe springt:

Da walzen sie, da streicht er
Die Fiedel wild dazu,
Und Ewigkeiten sehen
Dem tollen Wirbel zu.“

Aengstlich hatte Marie vor Hugo's leidenschaftlichem Blick das Auge niedergeschlagen, jetzt erhob sie es wieder, und starrte fremd zu ihm empor. Der arme Zweifler preßte sein Haupt schmerzhaft an die junge Rinde des Baumes und entfernte sich dann mit langsamen Schritten aus der Gesellschaft, deren Munterkeit mit Einem Male verflogen war.

Einzelne graue Wolken hatten bereits bei der Hinfahrt sich am Himmel zusammengezogen, die jetzt

in schwarzen Massen näher rückten und mit einem schweren Gewitterregen drohten. Ein plötzlicher Windstoß erhob sich, und wirbelte den Sand in weiten Kreisen auf, zugleich eine Masse betäubender Düfte aus den jungen Blumen und Gräsern emporschwellend. Die Gesellschaft flüchtete sich eiligst in das nahegelegene Wirthshaus, um das Vorübergehen des Gewitters abzuwarten. Hugo fehlte.

Auch Kinkel zog sich bald auf einige Minuten zurück, angeblich um nach dem verschwundenen Freunde zu spähen. Doch machte er an dem Scheunenthor Halt, und schrieb, auf das frische Gras gelagert, folgende Strophen in sein Taschenbuch:

„Warum doch wieder so trübe,
Du ungewisses Herz?
Es ist nicht Haß noch Liebe,
Nicht Wehmuth oder Schmerz.

An hellen Sommertagen
Da bin ich froh und klar,
Wenn laut und schäumend sich jagen
Der Phantasieen Schaar.

Und wenn der Regen schießet,
Faßt mich ein stilles Weh,
Durch meinen Busen fließet
Ein sturmeswilder See.

Doch heut' ist grau die Veste,
Und doch kein Regenguß,
Da nahn als arge Gäste
Mir Mißmuth und Verdruß.

O glühe, Sonne, glühe,
Mach' hell, wie ſonſt, mein Haupt!
Sonſt ſprüh', o Regen, ſprühe,
Es iſt dir gern erlaubt!“

Kaum hatte Gottfried die letzten Zeilen aufgezeichnet, als auch ſchon einzelne ſchwere Tropfen niederrannen, und ihn an der Thür empfingen. Er entblößte ſein Haupt, und ging mit langſamen Schritten über den Hofplatz zur Geſellſchaft zurück.

Als der ſtarke Regen und das losbrechende Gewitter ſich faſt ſchon verzogen hatten, kehrte auch Hugo bis auf die Haut durchnäßt wieder und ging mit Gottfried nach der Stadt zurück, während die Uebrigen etwas ſpäter ihnen nachfuhren, und ſie noch vor dem Thore erreichten.

Ein warmer und erfriſchender Hauch lag über den Fluren, als die Freunde vor ihrer Wohnung anlangten, und ſich zum Abſchiede die Hand drückten.

4.

Am andern Morgen kam Hugo früh auf Kinkel's Zimmer, und kündigte ihm seinen Plan an, sofort Berlin zu verlassen. Besorgt fragte ihn sein Freund nach der Veranlassung dieses plötzlichen Entschlusses.

Hugo wollte erst nicht recht mit der Sprache herausrücken; endlich aber sagte er:

„Du weißt, ich liebe Marien, — vielleicht liebst Du sie auch, — aber sie giebt mir den Vorzug, ohne mich doch verstehen zu können. Hast Du bemerkt, wie sie mich ansah, als ich gestern mein Gedicht „vom alten Musikanten" vortrug?"

„Freilich, aber das darf Dich nicht muthlos machen; auch mir schauderte vor diesen wilden verzweifelnden Klängen. Du kamst mir vor wie ein singender Ossian, der über dem Erdball schwebte. Erst sangst Du ein schönes schmerzliches Lied, um das Marien die Thränen in's Auge traten; dann aber zerrißt Du

mit einem wildharmoniſchen Schrei alle Saiten Deiner Goldharfe, und Dein Herz und Deine Hand ſchienen blutig. So ſtürzteſt Du fort — — —"

„In den Tod!" murmelte Hugo dumpf. „Siehſt Du wohl, Gottfried, daß ich Recht habe? Ich bin eine dämoniſche Natur, und will Marien nicht unglücklich machen. Ich bin ein Eichbaum, in deſſen Mark, in deſſen ſtolzeſten Wipfel Gott einen rothen Blitzſtrahl ſandte. Die Flamme hat gezündet, aber — ſie verzehrt mich! — Gieb mir die Hand, Gottfried! — Ich weiß, Marie wird um mich weinen, ich bin vielleicht gegen ſie zu weit gegangen, indem ich ihr mein ganzes wildes Herz darlegte, — Du biſt gut und mild, Du kannſt ſie tröſten, wenn ich fortgehe in die weite Welt. Verſprich mir, daß Du ihr lichter Friedensengel ſein willſt!"

Gottfried war ſchmerzlich und wehmüthig erregt, er warf ſich weinend an die Bruſt ſeines Freundes, bei dem er bisher faſt die Rolle des Karlos geſpielt hatte, und deſſen ſtolze Kraft er jetzt ahnend gebrochen ſah. Hugo's Verhältniß zu der liebreizenden Marie war ihm nicht entgangen, und er hatte ihn oft um die Gunſt der ſchönen Jungfrau beneidet, ohne daß er doch je daran gedacht hatte, ſie zu lieben. Nur die dunkle Sehnſucht nach einem weiblichen Weſen, das er ganz ſein nennen dürfe, ergriff ihn, wenn er ſich ſo allein daſtehen fand, und auch jetzt, wo er ſich ernſtlich befragte, ſchlug ſein Herz nicht lauter bei

Mariens Namen, ſondern das Bild Eliſens tauchte wie ein verſinkender Stern in ſeiner Erinnerung empor.

Als er lange vergeblich verſucht hatte, den Freund von ſeinem übereilten Entſchluſſe abzuziehen, verſprach er ihm, ſich der verlaſſenen Jungfrau anzunehmen, mit dem feſten Willen, ſelbſt unter allen Fällen kalt zu bleiben und die Freiheit ſeines Herzens zu bewahren. Alles, was er zu erlangen vermochte, war das Verſprechen Hugo's, eine lange beabſichtigte Reiſe nach Rügen erſt mit ſeinem Freunde anzutreten, und dann auf der Rückkehr noch einige Zeit in Berlin zu verweilen.

Nach wenigen Tagen führten ſie ihren Plan aus, und begaben ſich, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, auf den Weg. Einen mächtigen Eindruck machte es auf unſere Freunde, als ſie zuerſt das weite, blaue Meer der Oſtſee begrüßten. Lange ſaßen ſie auf der Höhe der Stubbenkammer, auf dem ſtolzen Königsſtuhle, und ließen den Blick über die unbegränzte Waſſerfläche hinſchweifen auf die am fernen Horizonte gluthroth aufgehende Sonne, die ſich erſt wie ein feuriger Ball aus dem Wellenbade erhob, bis ſie allmälig höher und höher ſtieg, und endlich den ganzen Geſichtskreis, die weſtlichen Jackenſpitzen und den hohen Leuchthurm von Arkona mit weißlichem Licht überſtrahlte.

Gottfried begrüßte das herrliche Schauſpiel mit einem jauchzenden Ruf, wie ihn der Menſch im Voll-

gefühl höchster Freude ausstößt, Hugo aber stand mit ausgebreiteten Armen und starrte dem jungen Tag entgegen. Dann erfaßte ihn plötzlich der Gedanke jener Nacht, die in seinem eignen Innern heraufdämmerte, er gedachte, wie ihm jedes liebliche Traumbild, das die Dichtung ersann, mit dem wechselnden Geiste dahinschwand, und wie der eisige Ernst, welcher sein Leben durchwehte, die herrliche Begeisterung, die Frucht seiner Jugend, herabschütteln wollte, und da umnachtete sich sein Auge, mit brennendem Schmerz warf er sich langgestreckt auf den nackten Kreidefelsen.

Als er das Haupt wieder emporrichtete, sah er Kinkel emsig schreibend. Wehmüthig ergriff auch er seine Schreibtafel, und zeichnete die flüchtigen Worte hinein:

„Das waren wohl sonnige Tage,
Das war eine festliche Zeit,
Wo wir bei Lieb' und Gelage
Des Lebens uns selig gefreut.

Nun ist's mit der Liebe zu Ende,
Es mundet nicht mehr der Wein,
Man reicht sich zum Scheiden die Hände, —
Da muß ich wohl traurig sein!"

Nach einer vierzehntägigen Wanderung kamen unsere Freunde wieder — in Gesellschaft von fünf Pfennigen — in Berlin an; Kinkel mit erleichtertem Herzen und einer reichen Ausbeute fröhlicher Gedichte,

Dünweg mit ſtiller reſignirender Wehmuth und trüben Gedanken einer dornigen und troſtloſen Zukunft in ſeiner Heimath.

Bevor Hugo abreiſte, ſchenkten er und Gottfried ſich gegenſeitig eine Auswahl ihrer Gedichte, zu denen Ferdinand Weiß ihre Bruſtbilder zeichnete.

Nachdem ihn der Freund verlaſſen, fühlte ſich Kinkel vereinſamter, als je, und ſuchte in lebhaftem Briefwechſel mit dieſem, Paul Zeller, Rheinwald und Sartorius Erſatz für die trüben Gedanken, die bisweilen in ihm aufſtiegen.

Seinem Verſprechen gemäß, ſuchte er beſonders häufig die Geſellſchaft der Familie Schlöſſing. Das Verhältniß zwiſchen Selbach und Fräulein Henriette nahm allmälig einen feſteren Charakter an, und geſtaltete ſich auch ſpäter zu einem fröhlichen Ehebündniß. Marie dagegen trauerte über den Fortgang Hugo's, und Alle fanden es unbegreiflich, daß dieſer Monate lang gar Nichts von ſich hören ließ. Die Jungfrau fühlte wohl die zarte Beſorgtheit, mit der ſich Kinkel um ſie bemühte; allein ſie täuſchte ſich nicht über den wahren Charakter dieſer Aufmerkſamkeit. Immer kam ſie ihm freundlich und wohlwollend entgegen, ohne daß ſie Gefühle gegen ihn heuchelte, die ſie nicht beſaß, und die auch er nicht zu erwecken gedachte. So verlebten ſie eine ſtille und friedliche Zeit, deren ſanfter Strahl nach und nach die Vergangenheit mit einer leiſen Nebelhülle umwob.

Eines Tages langte ein Brief von Paul an, worin dieſer dem Freunde ſeine Verlobung mit einem guten und liebenswürdigen Mädchen meldete. Die Liebe hatte dieſen, ſonſt nie von der Poeſie entflammten Jüngling zum Dichter gemacht, und freudig überraſcht ſprang Gottfried, als er das kleine Lied geleſen hatte, auf, und rief jubelnd: „Gott ich danke Dir! Jetzt brauche ich nicht mehr für Paul zu beten!“

Gegen Ende des Sommerſemeſters erwachte in Kinkel eine mächtige Sehnſucht nach der fernen Heimath, und den Ufern des Rheines. Nicht unlieb war es ihm daher, als ihn zu Ende Auguſt ein Brief ſeiner Schweſter nach Hauſe rief, worin ihm die ſteigende Kränklichkeit ſeiner Mutter gemeldet ward. So betrübend ihm dieſe Nachricht kam, hatte er ſie doch lange vorausgeſehen, und hoffte, ſich am Rheine klarer über ſeinen Lebensberuf zu werden, und vielleicht dort ein liebendes Weib zu finden, das ihm den bevorſtehenden Verluſt ertragen hülfe, und die ungeſtillte Sehnſucht ſeines Herzens in treuer Hingabe auszufüllen vermöchte.

Bevor er Berlin verließ, führte ihn der alte Weiß noch einmal in das Innere des Schauſpielhauſes. Ein ſeltſames Gefühl durchſtrömte den Jüngling, als der freundliche Greis in dem großen Saale, wo die Büſten deutſcher Dramatiker aufgeſtellt ſind, auf einige leere Niſchen hindeutend, mit beziehungsvollem Tone ſprach:

„Es ſind noch Plätze frei!“

Nach einem herzlichen Abſchiede von der Familie Weiß und Schlöſſing's ſagte Gottfried ſeinen am Poſtwagen ihn erwartenden Freunden Ade, und fuhr leichten Sinnes und fröhlichen Herzens zum halliſchen Thore hinaus, der Heimath entgegen, die ihn mit unzerbrechlichen Banden gefeſſelt hielt.

Drittes Buch.

Der Heimath Schmerz.

Bonn.

Herbst 1835 bis Herbst 1837.

1.

In der Heimath kam für Kinkel eine traurige Zeit. Seine Mutter fand er gefährlich erkrankt, und leidender als je. Sie selbst konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Ende nahe sei. Mit der kindlichsten Treue bemühte sich Gottfried ihre Schmerzen zu versüßen, und erwartete trauernd, aber ergeben in den Willen des Herrn die Stunde, welche Mutter und Sohn auf ewig scheiden sollte.

Dazu kam das drückende Gefühl, daß er jetzt allein stand. In Berlin hatte er trotz mancher wehmüthigen Erfahrung doch im Ganzen eine herrliche und unvergeßliche Zeit verlebt; jetzt blieb ihm nur Bögehold, an den er sich inniger anschloß, und der briefliche Verkehr mit den rings in der Ferne zerstreuten Jugendfreunden. Vor Allem verdient jedoch der herzliche Umgang mit Emanuel Geibel erwähnt zu werden, welcher sich den Winter hindurch in Bonn aufhielt, und ihn mächtig zur Poesie anregte, die ihm jetzt das einzige Heilmittel blieb. Ein Gedicht aus seiner damaligen Lebensperiode mag hier Platz finden,

nicht weil es Anſpruch auf poetiſchen Werth erhebt, ſondern weil es einen charakteriſtiſchen Beitrag zu Kinkels Entwicklungsgeſchichte liefert:

Einem Freunde!

„Als ich zürnte mit dem Leben,
Gab mir guten Rath ein Freund;
Hätt' ich mich der Kur ergeben,
Hätt' ich mich zu Tod geweint.

Fordre, ſprach er, von der Erde
Auch einmal ein wenig Luſt: —
Ach, der Erde Güter füllten
Nimmer dieſe ſtarke Bruſt!

Dann auch rieth er mir zu lieben
Keck ein Mägdlein — o wie klug! —
Ja fürwahr, mich quälte das nur,
Daß zu ſtark die Flamme ſchlug.

Waſſer, Waſſer ſollt' ich trinken,
Hell dann ſähe ich fürwahr: —
Aber das iſt ja die Wunde,
Daß ich ſchaue allzu klar.

Nein o Freund, Du riethſt mir kläglich,
Laß mir meine Schwermuth nur,
Die in klarem Anſchaun wurzelt,
Die entſproßt des Lebens Spur.

Aber wenn zu ſcharf mich zwänget
Dieſes Lebens hartes Joch:
Flieh' ich leichtgeſchwingt von dannen,
Schönre Reiche blühn mir noch.

Was das Leben mir verwehret,
Tausendfach giebt mir's die Kunst;
Wen das Leben bitter kränkte,
Hat am Reichsten ihre Gunst.

Und ich trink' ein süß Vergessen,
Leidenschaft entflieht und Zorn,
Wenn ich liebend mich versenke
In des Weines goldnen Born.

Nenne nur mein Leben stürmisch,
Unnatürlich schnell verflaust: —
Nimmer mag ich Hefen trinken,
Wenn der frische Wein verbrauft!"

So täuschte Kinkel sich selbst über sein eigenstes Wesen. Durch sein ganzes Leben ging ein großer Zwiespalt hindurch: die Unsicherheit darüber, wohin er die ganze ungebrochene Kraft des Jünglingsgeistes und Jünglingsherzens wenden sollte. Reizend und verlockend winkte ihm die Kunst, sich ihr ganz hinzugeben, — ganz Dichter zu sein. Allein die Welt war rauh und stumpf geworden; er hielt es für Unrecht, mit dieser unbezwungenen, nur vor Gott gebeugten Kraft des Geistes sich dem großen Kampfe der Zeit zu entziehen. Doch glaubte er nicht, daß auch das Gedicht befähigt, ja berufen sei, in diesem Kampfe einen Platz einzunehmen, und hielt es für Entweihung, das Lied als Waffe gegen den Absolutismus zu gebrauchen. Endlich lag ein politisches Streben seinem geistlichen Berufe und seinen damaligen Ansichten zu fern; ohne sich ein gewisses Ziel vorzustecken, ergrimmte

ihm nur das Herz, wenn er auf unsre vermorschten Zustände, auf den Druck im Norden und Süden hinschaute, und er wünschte dann manchmal eine wilde Völkerschlacht, einen gewaltigen Krieg, der ein frischeres Blut aufkommen ließe. Schon in seinem achtzehnten Jahre schrieb er mit Beziehung auf die unnatürliche Verwirrung aller unserer Verhältnisse: „Meine Lieblingsfarbe ist das brennendste Roth, weil es doch noch etwas mehr Kraft und Tiefe verräth, als die oberflächlichen Modefarben: Blau und Grün.“ Auch jetzt sang er in einer ähnlichen Veranlassung:

„Was sagt Ihr, Freunde, zu scharf sei das Roth?
Die Lieb' ist roth und der funkelnde Wein,
Und roth das Blut in dem Schlachtentod: —
Was aber mag sanfter und schöner sein,
Als Lieb' und leuchtenden Weines Gluth,
Als selig verströmendes Jugendblut?

Doch waren dies, wie gesagt, nur vorübergehende Empfindungen und mehr ein oftmaliges leidenschaftliches Aufbrausen der freiheitsbedürftigen Jünglingskraft, als das ernstbesonnene Streben des Mannes, der entschlossen ist, Alles für den Sieg seiner Ideen einzusetzen. — Dann trat auch das Leben an ihn heran und das Verlangen nach ruhigem Besitz, nach stiller Freude am eigenen Heerde, kämpfend mit der Furcht, daß er, einmal auf ewig gefesselt, ablassen müßte von der Strenge des wissenschaftlichen Forschens, das uns ewig ermüdet, aber ewig beruhigt. So in

stetem Schwanken zwischen Kunst, Leben und Wissenschaft unentschieden begriffen, so in allen dreien ohne feste Bestimmung thätig, gedachte er aus allen so viel zu lernen, zu gewinnen, selbst zu schaffen, als es seine Unentschiedenheit zuließe.

Dabei behielt jedoch immer die Poesie die Ueberhand, und Geibel, der fremde buntschillernde Paradiesvogel, wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, ward nicht müde, den jungen Dichter durch Wort und Lied anzufeuern und zum Wettkampfe aufzureizen. Freilich klingt der Schmerz damals durch alle Produktionen Kinkels hindurch, und als er an einem sonnigen Herbsttage einen ganzen Liederstrauß gedichtet hatte, schloß er wehmüthig:

„Nun sage: war der Kranz nicht bunt?
Und ward doch gewunden in Einer Stund!

Aber gerade das wahre Dichten
Soll sich nach Lebensanschaun richten.

Bunt ist des Frühlings Blumenpracht,
Bunt auch die herbstliche Waldesnacht.

Mußt mich aber danach nicht fragen:
Ob ich Blumen, ob herbstlich Laub getragen?

Er glaubte in dieser Zeit ernstlich, daß sein Frühling verweht sei; Alles lös'te sich, alle Kränze sanken von seinem jugendlichen Haupte, und trübselig dachte er daran, neue für den Sommerabend des Mannes-

alters zu gewinnen. Kindheit und Greisenalter sind, je leerer an Thaten, desto reicher an ruhigem Genusse; wie denn auch die Bäume durch ihre Blüthe uns im Frühling schon erfreuen und im Herbst ihre süße Frucht schenken: — aber der Sommer ist's, der dieselben zeitigt, obwohl sie in dieser Jahreszeit, farb- und geschmacklos, weder das Auge noch den Gaumen ergetzen.

Zu Anfang November trat das lange mit ängstlicher Spannung gefürchtete Ereigniß wirklich ein: Kinkel's Mutter starb. Starken Geistes und ohne Zagen hatte sie die Todesstunde erwartet, und war ohne Schmerz lächelnd verschieden. Gottfried wand ihr in seinem Liedercyklus: „Beim Tode meiner Mutter Maria" einen herrlichen Todtenkranz, von dem wir die schönsten Blüthen in Kinkel's Gedichten *) aufbewahrt finden. Das Andenken der Geschiedenen bewahrte er treu sein Leben lang, ja er setzte sogar Einen Tag im Jahre: Mariä Himmelfahrt, fest, an welchem er das Gedächtniß der Mutter, die ihm stets wie eine zweite Maria, duldend in Leiden, erschienen war, festlich beging. Ihr Bild umschwebte ihn segnend, wo er auch wandeln mochte, es erfüllte seine Brust manchmal im fröhligsten Scherz mit heiliger Wehmuth, und als er nach sechs Monden den Trauerflor ablegte, klang ihm die Trauer drinnen im Herzen noch in die spätesten Jahre durch Glück und Unglück hinüber:

*) Gedichte, S. 88—94.

„Ging ich Abends stille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhst im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
All dies Glühen, all dies wilde Leben
Wird man einst, wie mich, dem Staube geben, —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!

2.

Es war ein herrlicher Sommertag im Jahre 1836. Himmel und Erde hatten den Frühling, ihre Brautnacht, längst hinter sich und webten in ihrer fruchtbringenden Ehe lustig fort, als vier muntre Gesellen bei Spiel und Gesang in einer duftenden Geisblattlaube des Städtchens Barmen zechend um einen steinernen Tisch versammelt saßen. Der eine trug einen Kranz von tiefblauen Kornblumen auf dem lose herabwallenden Haupthaar, und wir erkennen an den blassen Gesichtszügen und dem scharfblitzenden, unstät umherschweifenden Auge den genialen Hugo Dünweg, an dessen linker Seite Gottfried Kinkel sich niedergelassen hatte, und sinnend sich mit dem ihm gegenüber sitzenden Ferdinand Freiligrath unterhielt, der so eben eine Sammlung von Gedichten hatte erscheinen lassen, die ihm mit Recht bald einen gefeierten Namen in dem reichen Gebiet unserer Literatur erwarb. Zur Rechten Hugo's hatte der junge Ferdinand Weiß behaglich seine Beine auf die Bank gestreckt, und hielt mit der einen Hand das gefüllte Weinglas, während die andere eine

Cither umſchlang, die mit einem blaßrothen Bande um ſeine Schulter befeſtigt war. Auf dem Tiſche lag zwiſchen fünf geleerten und einer vollen Weinflaſche ein Blatt Papier, auf dem allerlei wunderliche Bilder von der Hand des talentvollen Malers flüchtig waren hingezeichnet worden.

Nachdem Geibel ſeit einigen Monaten Bonn verlaſſen hatte, fühlte Kinkel lebhaft den Mangel an geiſtiger Anregung und Förderung des poetiſchen Schaffens. Freilich hatte er ſich mit den Studenten Mallincrodt, Möller und Rauſchenbuſch zu einem poetiſchen Kränzchen zuſammengethan; allein dieſe Jünglinge ſtanden an Talent zu weit hinter ihm zurück, als daß er in jenen Zuſammenkünften die gehoffte Befriedigung hätte finden können, und ſo tauchte denn der Entſchluß in ihm auf, einige Tage mit den Düſſeldorfer Malern zu verleben, deren Bekanntſchaft ihm durch das innige Verhältniß zu Ferdinand Weiß leicht eröffnet ward. Er hatte in dieſem Kreiſe herrliche Stunden verlebt, und war mehrmals zu gelungenen Improviſationen begeiſtert worden, für die ihn der rauſchende Beifall ſeiner neuen Kunſtgenoſſen über alle Erwartung belohnte. Jetzt konnte er der ſchmeichelhaften Einladung ſeines alten Berliner Freundes nicht widerſtehen, vor ſeiner Rückkehr nach Bonn auf einen Tag nach Barmen herüberzureiſen, wo er auch Freiligrath treffen ſollte, den er lange perſönlich kennen zu lernen gewünſcht hatte.

Er überzeugte sich bald, daß Freiligrath in seiner Stellung als Handlungsgehülfe eines Barmer Kaufmannsgeschäftes dieselbe Verlassenheit fühlen mußte, die ihn selbst so beengte. Derselbe hatte einen Kreis junger Leute um sich herumgezogen, in welchem, nächst ihm, Hugo Dünweg bei Weitem das hervorragendste Element bildete; allein die Uebrigen waren mehr oder weniger unbedeutende Persönlichkeiten, die wohl Manches von dem Geiste größerer Charaktere in sich aufzunehmen, dagegen Wenig oder Nichts wiederzugeben vermochten.

Das Gespräch war heute sehr lebhaft, denn Jeder suchte aus dem Geiste des Andern die strahlendsten Schätze hervorzuheben, um dann noch lange nachher von den Früchten des Einen frohverlebten Tages zu zehren, und der funkelnde Rheinwein that das Seinige, um die brausenden Gemüther noch mehr zu entflammen. Die Unterhaltung wechselte wie ein buntsprühendes Feuerwerk auf die manchfaltigste Weise. Bald trugen Freiligrath, Kinkel und Dünweg die neuesten Erzeugnisse ihrer Muse vor, bald schlug Weiß ein kräftiges Männerlied an, in das die Freunde jubelnd mit einstimmten, bald erklangen die Gläser hell, um hastig geleert und wieder gefüllt zu werden, bald endlich drehte sich das Gespräch um Poesie und Literatur oder Hugo, der heute in seiner rosigsten Laune war, suchte die Uebrigen zu irgend einem tollen Streiche zu bereden.

Plötzlich knarrte die Pforte des Gärtchens, und Hugo's Vater, ein rüstiger, muntrer Mann in der

Blüthe seiner Jahre, trat ein. Auf vorhergetroffene Verabredung ergriff Weiß das auf dem Tische liegende Blättchen Papier, und schien eifrig mit Zeichnen beschäftigt. Der neuangekommene Gast setzte sich freundlich grüßend zu der versammelten Genossenschaft, und erfreute sich an dem muntern Treiben. Jeder mußte einen Reim dichten, und Weiß zeichnete Bilder daneben. Endlich kam die Reihe an Hugo's Vater, der gleichfalls einen Reim hersagen mußte, ohne Etwas von der Verschwörung zu begreifen, die gegen ihn angezettelt ward.

Nachdem Alle das letzte Glas „auf glücklichen Ausgang ihres Vorhabens" geleert hatten, trat Hugo mit komischer Gravität vor seinen Vater hin, nahm mit einer zierlichen Verbeugung den Kornblumenkranz vom Haupte, und begann seine wohlausgesonnene Rede:

„Lustiger Papa, bester aller Väter unter der brennenden Julisonne über den frommen Gefilden der Wupper! Neige Dein Ohr gütig dem Worte Deines herrlichen Sohnes!"

Nach dieser mit dem feierlichsten Pathos gesprochenen Apostrophe setzte er seinen Kranz wieder auf, lehnte sich nachlässig an den Rand des Tisches, ergriff das mit Sinnsprüchen und Zeichnungen beschriebene Blatt, und fuhr mit dem heitersten Tone fort:

„Wie Du siehst, empfing ich diesen Morgen Besuch von drei sehr edlen Freunden, denen ich doch noth-

wendig Wein vorsetzen mußte. Betrachte Dir einmal dies Blatt!“

Hiemit überreichte er seinem Vater das erwähnte Papier, auf welchem sich folgendes Inventarium kundgab:

1) Ein Brecheisen.
2) Ein Kellerschloß.
3) Ein Stückfaß.
4) Ein Weinhebel.
5) Sechs Flaschen, nebst Gläsern.
6) Eine Cither.
7) Diverse Knittelverse.
8) Ein paar segnende Hände.
9) Sechs neue Weinflaschen.
10) Sechs dito mit drei Fragezeichen.

Hugo erklärte seinem Vater, der sich diese Zeichenschrift immer noch nicht zu enträthseln vermochte, die Mystifikation folgendermaßen, indem er zu seiner Rede beständig auf die Bilder hindeutete:

„Also — Wein mußten wir haben. Die Schlüssel hattest Du mitgenommen, und damit hatte uns das Schicksal fest und unabänderlich unsre Bahn vorgezeichnet. Wir holten ein Brecheisen — s. Bild No. 1 — erbrachen das Kellerschloß — Bild No. 2 — öffneten ein mächtiges Stückfaß — No. 3 — füllten mit einem Weinhebel — No. 4 — sechs Flaschen — No. 5. — und begaben uns in die Gartenlaube, welche Du hier in natura sehen kannst. Darauf waren wir höchst fidel, sangen und tranken, Weiß spielte die Cither

— Bild No. 6 — dann machten wir Knittelverse — No. 7 — dann kam mein lustiger Papa, und gab den poetischen Maikäfern seinen Segen — No. 8 — ließ sechs neue Flaschen bringen — No. 9 — und versprach mit No. 10 fernere sechs, die übrigens höchst problematisch sind und deßhalb drei pucklige Fragezeichen hinter sich führen, zugleich als Pendant zu Wallensteins herrlichen Worten:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal:
Ob wohl auf zweimal sechs und nochmal sechs
Der Flaschen folgt ein böser Katzenjammer???“

Herr Dünweg mußte über die Kühnheit der jungen Diebe herzlich lachen, verzieh gern ihren Muthwillen und ließ neuen Wein herbeischaffen. Lange noch saß er bei ihnen und freute sich an ihren buntwechselnden ernsten und scherzhaften Reden, die erst der späte Nachmittag durchschnitt, als Kinkel und Weiß sich auf den Rückweg begeben mußten. Hugo und Freiligrath begleiteten ihre Freunde noch bis Elberfeld, und versprachen, bald in Bonn einen Gegenbesuch abzustatten.

Alle aber trugen von diesem Tag eine reiche Erndte nach Haus, und gedachten noch oft der fröhlich verschwärmten Stunden in der Geisblattlaube zu Barmen.

ihm aufſteigen; aber er rang ſie zu bezwingen, und kämpfte ſie muthig nieder. Vorzüglich muß hier eine ſehr ſchöne Phantaſie: „des Künſtlers Kampf und Sieg“ erwähnt werden, in welcher der Zweifel perſonificirt auftritt, und den Kampf mit dem Glauben beginnt, aber durch ein reines Herz, durch ideales Kunſtſtreben beſiegt wird. Dies in dramatiſcher Form keck umriſſene Gedicht iſt Ferdinand Weiß zugeeignet, und verdiente unbedingt gedruckt zu werden. Daß Kinkel den Kampf nicht ſcheute, davon zeugt ſein ganzes Leben, und auch ſchon das erſte Gedicht, welches einen religiöſen Zweifel ausſpricht:

„Sei ſtark, ſei ſtark und ſtille,
Zerriſſnes Jünglingsherz!
Denn nur aus Deiner Fülle
Kommt Dir Dein reicher Schmerz.

Wärſt eitel Du und nichtig,
Wärſt kalt und matt und ſchwach:
Wie jagteſt Du dann flüchtig
Dem Schein der Freude nach?

Doch Du warſt groß zu faſſen
Der Schöpfung Wonnemeer;
Nun bleibe auch gelaſſen,
Hörſt Du ſie ſeufzen ſchwer.

O Herz, haſt Du genoſſen
Des Glaubens Seligkeit:
Nun ſei auch unverdroſſen,
Wenn Dir den Zweifel dräut!

Er hatte beabſichtigt, eine Sammlung ſeiner Gedichte im Druck herauszugeben, allein auf den Rath ſeines Freundes Ferdinand Weiß dieſen Plan vorläufig zurückgelegt, und befand ſich dabei viel glücklicher. Er dichtete jetzt wieder ganz frei, ganz innerlich, ganz ohne äußere Zwecke, — er dichtete, weil es ihn dazu trieb. Dagegen ſtieg mancher Zweifel an ſeinem Talent in ihm auf; weder Chamiſſo noch Knapp hatten die ihnen zugeſandten Gedichte in ihren Taſchenbüchern aufgenommen und das kränkte ihn ſehr. Suchte er dann in der Wiſſenſchaft Troſt, ſo fielen ihm immer poetiſche Bücher in die Hand; wollte er denken und arbeiten, ſo ward ihm jeder Gedanke, jede ſelbſtſtändige Schöpfung zum Gedicht. Selbſt Nachts floh ihn häufig der Schlaf, oder ſein reger Geiſt dichtete noch im Schlummer fort, und träumte Romane, die in buntem Reiz an ſeiner Seele vorüberwallten.

Damals las Kinkel zuerſt Immermann's Merlin. Eine ſeltſame Angſt durchwehte ihn und ſeine Glieder zitterten. Er fühlte, daß etwas Bedeutendes an ihn heranträte, und konnte auf ſeiner Lagerſtatt die geſuchte Ruhe nicht finden. Endlich ſprang er auf und ſchrieb, während des klare Mondlicht durch die Scheiben zitterte, mit fiebernder Hand folgende Zeilen:

„Wenn mich ein Traum vom Schlafe weckt,
Glaubt nicht, daß Angſt der ſtillen,
Gewalt'gen ſchwarzen Nacht mich ſchreckt, —
Schlaflos lieg' ich mit Willen;

Bis teuflisch schwarz und himmlisch rein
Die Phantasieen schwanken: —
Da bin ich mit mir so ganz allein
Und mit den wilden Gedanken!“

Obgleich seine Gemüthsstimmung im Allgemeinen heiter war, traf ihn doch mancher Schmerz. Zu Ende Februar 1837 starb auch sein Vater nach unsäglichen Leiden. Gottfrieds Bruder Karl, damals Handlungslehrling in Elberfeld — jetzt Fabrikverwalter in Werden an der Ruhr — war vor dem Tode des 81-jährigen Greises herübergekommen, und Beide hatten weinend am Sterbelager des theuren Mannes gestanden. Es war eine traurige Zeit. Aber wie die Sykomore nicht reif wird, ohne mitten im Wachsthum verletzt zu werden, wie ihr Stamm keine Früchte trägt, wenn man nicht die Rinde von Oben bis Unten zerspaltet, so gehört der Schmerz zur Lebensentwicklung des Menschen. Und zuletzt gleicht ja der Weltgeist Alles aus: Lust und Leid; wie der junge Lenz das alte Laub von den Zweigen stößt, damit sich die neue Blätterknospe voll hervordrängen kann.

Auch Gottfried athmete wieder leicht auf, als eine feuchte, warme Frühlingsluft draußen die Flur belebte. Auch ihm brachte der Lenz neue Blüthen und Blätter, so oft ein Wintersturm die alten herabgeschüttelt hatte. Sein Stamm war noch stark,

„— — — — — — — — — und drinnen
Im Marke wohnt' die schaffende Gewalt.“

Lieder dufteten auf wie Maienrosen, wie tausend Grüße,

die das Herz dem blauen Himmel zusandte. Ein inniges Naturleben umschlang ihn mit festem Band, er floh nicht mehr in eitlen Träumen aus dem Mutterhause, um, ein unseliger Augur, nach dunklen Geisterreichen zu spähen, die auch das stärkste Auge mit schwärzester Nacht umhüllen, — er stützte sich, wie Antaios, fest auf das lächelnde Haupt der ewigen Erde und ließ die Pracht der Natur wirken auf sein reines Herz:

„— — — — — — — — —
Und wenn der Sommer reifend glüht,
Dann wirf Dich untern grünen Baum,
Und schau, wie durch die Wipfel blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da schwindet Denken und Verstehn,
Du fühlest selbst als Pflanze Dich,
Gefühle träumend Dich umwehn,
Das Leben kehrt sich still in sich.

Du möchtest an dem Sonnenblick
Hinsterben heil'gen Blumentod,
Verwehn in wunderfüßem Glück
Dem Wölkchen gleich im Abendroth.

So liegt im Mutterschooß ein Kind,
Tiefselig, aber unbewußt: —
Du sei dem Kinde gleich gesinnt,
Das träumend ruht an Mutterbrust!“

Diese Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Natur ließ freilich bedenkliche Zweifel an seiner Religion in

ihm aufſteigen; aber er rang ſie zu bezwingen, und kämpfte ſie muthig nieder. Vorzüglich muß hier eine ſehr ſchöne Phantaſie: „des Künſtlers Kampf und Sieg“ erwähnt werden, in welcher der Zweifel perſonificirt auftritt, und den Kampf mit dem Glauben beginnt, aber durch ein reines Herz, durch ideales Kunſtſtreben beſiegt wird. Dies in dramatiſcher Form keck umriſſene Gedicht iſt Ferdinand Weiß zugeeignet, und verdiente unbedingt gedruckt zu werden. Daß Kinkel den Kampf nicht ſcheute, davon zeugt ſein ganzes Leben, und auch ſchon das erſte Gedicht, welches einen religiöſen Zweifel ausſpricht:

„Sei ſtark, ſei ſtark und ſtille,
Zerriſſnes Jünglingsherz!
Denn nur aus Deiner Fülle
Kommt Dir Dein reicher Schmerz.

Wärſt eitel Du und nichtig,
Wärſt kalt und matt und ſchwach:
Wie jagteſt Du dann flüchtig
Dem Schein der Freude nach?

Doch Du warſt groß zu faſſen
Der Schöpfung Wonnemeer;
Nun bleibe auch gelaſſen,
Hörſt Du ſie ſeufzen ſchwer.

O Herz, haſt Du genoſſen
Des Glaubens Seligkeit:
Nun ſei auch unverdroſſen,
Wenn Dir den Zweifel dräut!

Du haſt vermocht zu lieben,
Und liebteſt ohne Maaß:
Wie dürft es Dich betrüben,
Daß Liebchen Dein vergaß?

Drum ſtark, o Herz und ſtille!
Und fällt die Blüthe ab:
Noch bleibt ein ſtarker Wille
Auf dunklem Pfad Dein Stab!

Mehr und mehr erwachte dagegen in Kinkel's Bruſt die Sehnſucht nach einer feſten und treuen Liebe, eine Sehnſucht, die ſich durch kein Arbeiten wollte verdrängen laſſen. Als er die Epigonen las — und wenn man Immermanns Epigonen lieſt, ſo iſt das ein denkwürdiges inneres Ereigniß — fühlte er ſich leidenſchaftlich erregt. Jenes Buch macht einen zerdrückenden Eindruck, man gebraucht Zeit, ehe die Sturmfluth dunkler Gefühle, welche wachgepeitſcht worden iſt, ſich wieder beruhigt. So erging es auch Kinkel. Als ſich endlich das wilde Meer in ſeinem Innern zu beſänftigen ſchien, hob ſich, wie die Lotosblume aus tobenden Wellen, die Liebe heraus. Er gedachte an die Worte Wilhelm Meiſters: „Alle Fieber der Weltgeſchichte werden endlich, wenigſtens in dem einzelnen Gemüthe, von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt.“ Auch er fieberte und war krank, wo aber blieb ihm Hebe mit dem heilenden, verjüngenden Trunk? Wehmüthig ſang er:

„Ich weiß ein altes Kloſter,
Nicht Nonnen wohnen drein,
Es ſchauen aus den Fenſtern
Vier ſchöne Schweſterlein.

Das liegt auf einem Berge,
Von Bäumen ſüß umweht,
Und drunten tief im Thale
Träumend die Welle geht.

O wär' ich in dem Kloſter,
Da würde ſtill mein Blut,
Das wär' ein geiſtlich Leben,
Und würd' ich fromm und gut.

Und ſäß' ich in der Stube
Bei all' den Kindlein zart,
Da wandelte Schmerz ſich und Glühen
In Kindesglück und Art.

Und könnt ich unter den Bäumen
Sitzen in wachem Traum,
Da müßte des Lebens Sorge
Verſiegen, verfliegen wie Schaum. —

Nun aber ferne dem Kloſter
Iſt heiß mein Sinn und wild,
Und fern, ach fern von den Schweſtern
Wird nimmer mein Weh geſtillt!“

Doch bald ſollte auch dieſe Sehnſucht zu mächtiger Liebe aufbrauſen. — Kinkel lernte damals durch ſeine Schweſter ein junges Mädchen kennen, das ſich eine Zeit lang in Bonn aufhielt. Minna *.** war

ein zartgebautes anmuthiges Weſen, deren ſchwächlicher Körperbau einen flammenden Geiſt verbarg. Aus der ſeidnen Wimper brach der Glanz eines tiefeindringenden dunkelgefärbten Auges hervor, und der ſanfte Mund mit den blaßrothen feingeſchnittenen Lippen zog ſich ſchön proportionirt unter der faſt griechiſch geformten Naſe hin. Sie glich mit der auffallenden Bläſſe ihrer Geſichtsfarbe, die durch kaſtanienbraunes Lockenhaar noch greller hervortrat, und mit ihrer wilden Phantaſie mehr einer fremden Wunderblume, die eine rauhe Hand in ein ungewohntes Klima verpflanzt hatte, als den vollblühenden Roſen des ſchönen Rheinlandes, in deren Umgebung ſie ſich nicht heimiſch fühlte. Das ſchmerzliche Lächeln ihres Mundes ſchien ihre Sehnſucht nach einer ſüdlicheren Heimath anzudeuten, vielleicht nach einer fernen Zauberwelt, für deren verbannte Königin ſie gelten konnte, nach einem reineren Blau, einem flüſſigeren Aether, als der kalten und feuchten Nebelluft, die ſich mit einbrechendem Herbſt über den Rhein lagert.

Dies glühende Mädchen übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf Gottfried Kinkel aus, zu dem ſie bald in der leidenſchaftlichſten Liebe entbrannte. Sie hatte ſchon einmal geliebt, aber es war eine unglückliche Liebe geweſen, deren Schmerz ihr ganzes Leben zerrüttet und ihre Kraft gebrochen hatte. Sie ſelbſt ahnte nicht, daß ihre Geſundheit untergraben war, und daß ſie den Keim des nahen Todes mit der verzehrenden Gluth ihrer Leidenſchaft nähre, welche ſie

für die Bürgſchaft eines neuen Frühlings hielt. Kinkel hätte ſie lieben können, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſich über ihren Zuſtand zu täuſchen; doch ſeine Liebe hätte ja die welkende Roſe noch raſcher getödtet. Minna war das erſte Mädchen, das ihn ganz verſtehen konnte; aber ſie hätte ihm, eine zweite Hekuba, nicht Kinder, ſondern Fackeln geboren, und der Eltern Gluth hätte durch ſie, wie Priamus' Troja, das eigne Haus verbrannt. Dennoch konnte er nicht von ihr laſſen, um ſie blutete ihm das Herz, er war elend nicht aus Liebe, ſondern aus Mitleid. Sich von einem glühenden, verwundeten, wilden Herzen geliebt wiſſen, ohne die Arme ausbreiten zu dürfen — und wie gerne wäre ſie hineingeſunken! Die zitternde Hand zu faſſen und nicht zu drücken — und wie leidenſchaftlich hätte ſie den Druck erwiedert! Von einem holden Munde nur Worte, nicht Küſſe ſaugen — und er würde glühend geküßt haben! O es war eine unnennbare Qual! Er fühlte, daß der Punkt, auf dem er ſtand, ein Höhepunkt des Lebens ſei; aber, wie über Eddyſtone's Leuchthurm das Meer, ſpülten die Wogen der Trübſal über ſein Herz hinweg, und er mußte es felſenfeſt dem Sturme entgegentragen!

Zu Anfang Auguſt begleitete er ſie auf das Dampfſchiff, da ſie ſich in Neuwied perſönlich um eine Stelle als Lehrerin bewerben wollte. Auf ihre Bitte hatte er ihr einige Strophen in's Album ſchreiben müſſen, und folgendes Gedicht gewählt:

Gloſſe.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt:
Steig' herauf in alter Pracht!
Ludwig Tieck.

„Bei des Schnees Silberſcheine
Nächtlich durch die ſtillen Straßen
Gingen wir; — auf glattem Steine
Glitt der Fuß wohl, denn wir laſen
Sternenſchrift in Himmelsreine,
Welche droben angefacht
Flimmerte in Wunderpracht.
Ruhe wie im Paradieſe
Goß in's tiefſte Herz uns dieſe
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Frühling kam, und wieder führte
Ich ſie durch die Laubeshallen,
Wo kein Lebenslaut ſich rührte;
Stille rings, — ein Blatt wohl fallen
Unſer lauſchend Ohr verſpürte.
Aber fern das Himmelszelt
Wetterleuchtend ward erhellt,
Da erwachten die Gefühle
In des Abends duft'ger Kühle,
Die den Sinn gefangen hält.

Winternächte muß man loben,
Frühlingsabend iſt erquickend,
Aber dennoch ſtell' ich oben
Sommertage hoch beglückend;
Denn auch davon hab' ich Proben.
Schwüler Nebel deckt das Feld,
Reden darfſt Du, wie's gefällt,
Träumend alle Bäume ſchwanken,
Träumend bilden die Gedanken
Wundervolle Mährchenwelt.

Herbſt mit ſeinen kalten, naſſen
Tagen kommt und trüben Nächten,
Hellſte Freude will erblaſſen.
Ob wir gern der Zeit gedächten,
Müſſen wir ſie ewig laſſen.
Manchmal wohl in ſtiller Nacht,
Von dem Mondlicht aufgewacht,
Denken wir des frohen Lebens,
Rufen zu ihm, — ach vergebens:
Steig' herauf in alter Pracht!“

In trüber Stimmung zu Hauſe angelangt, fand er einen Brief vor, der ihm den Tod ſeines innigge-liebten Vetters Guſtav H..... meldete, und ihn dringend auf einige Tage zu dem trauernden Va-ter einlud. Er beſchloß ungeſäumt dieſer Einladung Folge zu leiſten, und begab ſich ſogleich auf den Weg.

OXFORD-TAYLOR INST.

4.

Eine Stunde von Elberfeld im Wupperthal abwärts, in der Nähe der Stelle, wo jetzt der Viaduct der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn über den Fluß führt, dessen Anwohner durch den Ruf des Pietismus übel genug berüchtigt sind, liegt das anmuthige Sonnborn, wo die H....'sche Familie wohnte.

Es war spät Abends, als Gottfried Kinkel, todtmüde von der langen Fußwanderung, bei den trauernden Verwandten anlangte. Die gewaltige Aufregung, in welcher er sich seit Minna's Abreise befand, die Furcht, wie er sein Verhalten gegen sie bei ihrer bevorstehenden Rückkunft einzurichten habe, die belastende Schwüle des warmen Sommertages — all' dies hatte sein an sich heißes Blut in außergewöhnliche Wallung gebracht. Dazu kam noch der Schmerz über den plötzlich erfolgten Tod eines edlen Freundes und die traurige Veranlassung, durch welche Gottfried nach längerer Trennung seine Verwandten wiedersehen sollte. Elise, die Tochter seines Oheims, war ein muntres und rei-

zendes Mädchen, das, mit nicht geringen Geiſtesgaben ausgerüſtet, leicht das Herz eines jungen und leidenſchaftlichen Mannes gefangen nehmen konnte. In früherer Zeit hatte Kinkel oft und gern mit der ſchönen Couſine verkehrt, und auch jetzt, als er die Thür des Trauerhauſes öffnete, pochte ſein Herz, ſchoß ihm das Blut in die Wangen, als ſein Auge zum erſten Mal wieder dem Blick der erröthenden Jungfrau begegnete.

Es war der Vorabend des Tages, an welchem der verſtorbene Bruder Eliſens zur ewigen Ruhe gebracht werden ſollte. Gottfried nahm den lebhafteſten Antheil an dem Verluſt der trauernden Familie, und ihn belohnte reich das Vertrauen ſeiner Verwandten, die ihren ganzen Schmerz in ſeine Seele ausſtrömten. Eliſe ſaß ſtumm und in ſich gekehrt weinend an ſeiner Seite. Alle waren in einer aufgeregteren Stimmung, als je, und als Gottfried mit den Uebrigen ſein Lager ſuchte, drückte die Jungfrau krampfhaft ſeine Hand, und ſandte einen feurigen Blick in ſein Herz.

Die Nacht war lau und mild. Schlafen konnte der Jüngling nicht, die verworrenſten Gedanken kreuzten ſich in ſeiner Seele, und ſo ſchrieb er im Andenken an das liebevolle Entgegentreten ſeiner Couſine folgendes Gedicht:

„Und warum weinſt Du, wenn ich klage?
Was bin ich fremder Jüngling Dir?
Du kannſt nicht theilen meine Plage,
Du blühſt in friſcher Jugendzier.

Dein Herz iſt rein, Dein Geiſt iſt helle,
Noch hat bei Dir die Liebe Raum,
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte ja Dein Fuß noch kaum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor;
Das Lied nur aus der Aſche ſprühet
Als Funken ſchmerzend noch hervor.

Und dennoch theilſt Du meine Schmerzen,
Und biſt ſo milde mir, ſo gut: —
Wie? ahneſt Du's auch ſchon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?“

Mitternacht war lange vorüber. Gottfried hatte ſich angekleidet auf ſein Lager geworfen, und den Schlummer geſucht; allein ſein Geiſt taumelte in bunten Phantaſien umher, und ließ keinen Schlaf auf ſeine Wimper fallen. Es duldete ihn nicht mehr in der dumpfen Hitze des Zimmers, er wollte das Freie gewinnen. Raſch ſprang er empor, und öffnete leiſe die hintere Thür des Gemaches, welche ſeiner Berechnung nach in dem Hof führen mußte.

Doch welch' ein Anblick ward ihm zu Theil! Eine blendende Helle drang ihm entgegen, und er befand ſich auf der Schwelle des großen Saales, in welchem die Leiche des verſtorbenen Freundes im ſchwarzen Sarge ausgeſtellt war. Vom blaſſen Schimmer der heruntergebrannten Todtenkerzen beſtrahlt, ſaß ein wunderſchönes Weib im leichten fliegenden Nacht-

kleide zu Häupten der Leiche, und bewegte inbrünstig betend die Lippen. Das aufgelöste Haar wallte über die schneeweißen Schultern auf die leichtbekleideten Hüften herab, und die weißen Hände lagen zusammengefaltet auf den Knieen.

Gottfried wußte nicht, wie ihm geschah. Er wollte umkehren und sich unbemerkt in sein Zimmer zurückschleichen, allein das träumende Mädchenbild hielt seinen Fuß auf der Schwelle gefesselt, und er wagte nicht sich zu regen.

Plötzlich faßte der Zugwind aus dem geöffneten Fenster seines Schlafgemaches die Thür, und ließ sie knarrend hinter ihm ertönen.

Das Mädchen fuhr empor, — Elisens Auge traf den lauschenden Jüngling. Eine glühende Röthe schoß ihr in's Gesicht, und erstarrt, wortlos standen sich Beide gegenüber.

Gottfried fand zuerst die Sprache wieder, und erzählte den Grund seiner zufälligen Ueberraschung. Elise brach in ein lautes Weinen aus, und wußte Nichts zu erwiedern. Sanft trat der Jüngling näher, legte seine Hand auf ihr Haupt, und versprach ihr bei der Leiche des Bruders ewiges Schweigen über das Geheimniß dieser Nacht.

Glühend zog ihn das Mädchen an ihr Herz, und lag fast besinnungslos an seiner Brust.

Leise machte sich Gottfried aus ihren Armen los und versuchte sie zu trösten. Die wunderbarsten Ge-

fühle wogten in ihm auf und nieder, er glaubte einen Wink des Himmels in dem Schicksal dieser Stunde zu sehen und die Liebe, welche er so lange vergeblich gesucht, endlich hier an der Leiche des Freundes gefunden zu haben. Er hielt es für eine Sünde, dies herrliche Mädchen zu verlassen, Tod und Leben, Traum und Wachen verschlangen sich zu den mährchenhaftesten Phantasien.

Die letzte Kerze verlosch und noch stand die silberne Mondsichel am Himmel, als sich Gottfried von Elisen — nun seiner Angesichts des Todten verlobten Braut — mit einem langen, innigen Kusse trennte.

Er warf sich, noch fiebernder als zuvor erregt, auf's Bett, und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Ein toller Traum neckte sein Herz in der Morgenstunde, wo böse Geister, von der nächtlichen Runde zurückgescheucht, dem Lager der Menschen nahn, und ihre Stirn mit wehendem Saum des Gewandes streifen, um sie mit böser Lust zu erfüllen, mit Wahn und Angst zu berücken und ihren Geist zu verwirren.

Er sah Elisen im Brautkleide stehen, bereit einem fremden Manne die Hand zu bieten. Nur die Myrthenkrone fehlte noch dem seidnen Haar, mit festem, dürrem Wort sprach sie: „Es ist vorbei!“ Da zerrissen mit gewaltigem Ton alle Saiten seines Innern, die Leidenschaften erhoben sich gleich wilden Bestien, die keine Kette länger zu bezähmen vermag:

„Der Löwe: Zorn ſteht auf und brüllt nach Raub,
Der Tiger: Eiferſucht dehnt lang die Klauen,
Hyän': gekränkte Ehre ſträubt den grauen
Dichtborſt'gen Nacken, ſchüttelnd Leichenſtaub,
Haß gegen Deinen Buhlen fletſcht den Zahn,
Dem Wolfe gleich will ſich die Hand ihm nahn,
Und ganz entwachſen ihrem Herrn und Meiſter,
So warfen ſich die losgebundnen Geiſter
Auf mich heran — und vor mir ſelber zitternd
Umarmt' ich wild Dich, Deinen Putz zerknitternd.

Da riß ich nieder Dich auf meinen Schooß
Zum letzten Mal! und von der Lippe floß
Die wilde grimme Rede ungehalten,
Indeß mein Aug' den langgewohnten alten
Bekannten Pfad zu Deinem Auge fand,
Und Dich zerfraß mit ſeinem düſtern Brand:

„Ey wehe Dir um Deinen Buhlen, Weib!
Genießen wird er heute Deinen Leib;
Die Blume bricht er, die ich ſtets geſpart,
Obgleich ſie mein durch eignen Willen ward;
Er trinkt den Becher aus mit vollen Lippen,
Daran ich kaum nur wagte leis zu nippen.
Für dieſe Nacht, — wenn ich im Mantel ſteh'
Auf kalter Straße, und zum Fenſter ſeh',
Dem hellen, das dann plötzlich ſich verdunkelt: —
Bei jedem Stern, der Eurer Gluth dann funkelt! —
Für dieſe Nacht — ha! ſie ſchafft uns zum Greis
Den Jüngling! — zahlet er mir hohen Preis!

Mag er die höchſte Lebensluſt erringen: —
Das bittre Todesweh muß ihn durchdringen!
Denn, falſches Weib, zum Fluch uns Beiden, höre,
Was ich mit aufgehobener Rechten ſchwöre:

Einſt kommt der Tag — o nenn' ihn lieber: Nacht! —
Da reiß' ich ihn aus Deinen weißen Armen,
Zu Boden ſchleudr' ich ihn mit Zornesmacht,
Es ſoll mein Dolch in ſeinem Blut erwarmen!
Doch Du biſt mein, und Was ich mein genannt,
Hat keine Macht dem Starken je entwandt;
Aufblühen ſollſt Du, Lilie, jetzt ſo bleiche,
Die Brautnacht feiern wir ob ſeiner Leiche!"

Und wie ich ſprach, ſo rollte mir das Blut
Zum Herzen wilder, wie durch Zauberguth;
Ich preßte Deine Hand mir an das Herz, —
Da fühlt' ich plötzlich kalten Todesſchmerz,
Jählings ſtand ſtill der ſchnellen Pulſe Pochen, —
Weh' mir, mein ſtarkes Herze war gebrochen!
Da mußt' ich laſſen Dich, ich ſank zur Erde,
Derweil vergebens Du mich aufwärts zogeſt
Und über mich Dein blaſſes Antlitz bogeſt,
Die Hand zur Stirn gelegt mit Klaggeberde.
So löſt' in Frieden ſich des Haſſes Kampf,
Die Senne ſpannet ſich im Todeskrampf."

Als Gottfried erwachte, ſchien bereits der helle Tag durch das Fenſter, welches Gottfried zu ſchließen verſäumt hatte, und das Todtengeläut für den Verſtorbenenen klang wehmüthig in das Herz des Jünglings, der ſich nachdenklich mit der Haud über die Stirn fuhr, um ſich auf das bunte Abentheuer der vergangenen Nacht zu beſinnen. Er bedurfte des Bedenkens, um zwiſchen Traum und Wirklichkeit zu unterſcheiden. Wo fing die letzte an, — wo hörte der erſte auf? Nach einer großen Geiſtesanſpannung folgt eine bedeutende Erſchlaffung der Seelenkräfte, und das

erfuhr auch Gottfried, als er verwirrt und müde die Leiche seines Freundes auf den Friedhof begleitete. Er beschloß noch einige Tage auf dem Gute seines Oheims zu verweilen und seine Bewerbung um die schöne Elise H..... fortzusetzen.

In dieser Zeit sind viele Gedichte auf seine Geliebte entstanden, deren rascher und stets wechselnder Geist ihn immer mächtiger an sich zog. Er trug kein Verlangen, sich dieser sanften Fessel zu entziehen, sondern gab sich ganz in die Gewalt des bezaubernden Mädchens:

„Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten sich so sehr,
Daß ihnen Deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin schön,
Tritt ein in's luftge Haus!
Die Berge winken, die blauen Höhn,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen Dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es schlug so hoffnungswild und laut,
Und sprengte sehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in Dein Eigenthum!
Die Schlüssel will ich, ächt von Gold
Dir knieend bieten; sei mein Ruhm,
Lächle — Das sei mein Sold!

Oft auch dachte er an Minna und den Augenblick, wo er ſie wiederſehen mußte, da er nun doch ewig für ſie verloren war; allein er fürchtete ſich nicht vor dieſem Moment, weil ſie ja keine Anſprüche auf ein Herz erheben konnte, das bereits gebunden war.

Als er von Eliſen Abſchied nahm, deren Hand ſein Oheim ihm um ſo freudiger bewilligt hatte, als er ſich in dem Neffen einen Sohn wiedergeſchenkt ſah, ließ Gottfried ihr folgendes Gedicht, das er in den letzten Tagen flüchtig hingeworfen hatte:

„Ein Spiegel iſt die Seele,
Ein Spiegel die ganze Welt,
Sie wirft zurück getreulich,
Was immer in ſie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tauſend Bilder vorbei;
Der Spiegel iſt groß, drum faßt er
Geſtalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit,
In Rüſtung und Gebände
Ziehen ſie ſchön gereiht.

Alter Völker Geſchichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet ſie wieder all'.

Frühling mit ſeinen Roſen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauſchend ergoſſen
Wiederleuchten im Glanz.

Herzen würden sich nie wieder ganz zusammenfinden. Wilhelm Bögehold dagegen, der jetzt fast täglich mit ihr verkehrte, verlor unter ihrem Einfluß allmälig ganz die einstige Frische seines Charakters, er ließ sich durch sie auf die Bahn derselben pietistischen Stumpfheit hinreißen, und schloß sich fester und fester an ihr verstarrtes, weltverbittertes Herz an.

Minna war durch das Gedicht, welches Kinkel ihr ins Album geschrieben hatte, nicht gewarnt worden; sie erschien zurückgezogen, aber nur um ihre innerste Gluth nicht leidenschaftlich hervorbrechen zu lassen. Sie täuschte sich ganz über die Stellung, welche der Geliebte ihr gegenüber einnahm, sie legte seine rücksichtsvolle und zartschonende Aufmerksamkeit als Beweis seiner Liebe aus, und heftiger, als zuvor, brannten die verborgenen Flammen in ihrer Brust.

Heut' hatte sie sich von Gottfried bereden lassen, mit ihm, seiner Schwester und Bögehold, einen Ausflug in die Ahr zu machen. Da Jeder seine Dame führte, fügte es sich von selbst, daß Kinkel gewöhnlich um Minna beschäftigt sein mußte, und nur mit Mühe konnte sie ihre Gefühle beherrschen. Jener suchte das Gespräch auf die reich abwechselnden Naturschönheiten der Landschaft zu lenken, und träumend hing sie an seinem Arme, wenn er die Sagen der umliegenden Ortschaften erzählte oder Bruchstücke aus der Geschichte des Ahrthals zum Besten gab.

Auf der Höhe des Fahrweges angelangt, wo sich derselbe durch den niedern Wald bis zum Köhlerhofe

5.

Auf der Fahrstraße, welche von Remagen aus, den Apollinarisberg zur Rechten lassend, ins höhere Gebirg steigt, und nach der hohen Landskron hinaufführt, ging an einem drückend heißen Sonntagnachmittag eine Gesellschaft Bonner Gäste bergan, die das herrliche Ahrthal vor Anbruch des Herbstes noch einmal besuchen wollte. Kinkels Schwester war durch eine dreitägige Reise nach Kreuznach zum Pfarrer Gobat von ihrem in letzter Zeit fest ausgesprochenen Plane: Missionarin zu werden, einigermaßen zurückgebracht, und zugleich mit Minna wieder in Bonn angelangt, welche letztere die gesuchte Stelle in Neuwied erhalten hatte und nun noch einige Tage in Bonn zubringen wollte, bevor sie dieselbe antrat.

Johanna Kinkel hatte in den vergangenen Wochen viele körperliche Leiden auszustehen gehabt. Ihre kalte, trotzige Lebensverachtung war dadurch noch schroffer hervorgetreten, und sie zeigte sich verfinsterter und abstoßender, als je. So ward sie ihrem Bruder mehr und mehr entfremdet, so daß Gottfried fürchtete, ihre

Herzen würden sich nie wieder ganz zusammenfinden. Wilhelm Bögehold dagegen, der jetzt fast täglich mit ihr verkehrte, verlor unter ihrem Einfluß allmälig ganz die einstige Frische seines Charakters, er ließ sich durch sie auf die Bahn derselben pietistischen Stumpfheit hinreißen, und schloß sich fester und fester an ihr verstarrtes, weltverbittertes Herz an.

Minna war durch das Gedicht, welches Kinkel ihr ins Album geschrieben hatte, nicht gewarnt worden; sie erschien zurückgezogen, aber nur um ihre innerste Gluth nicht leidenschaftlich hervorbrechen zu lassen. Sie täuschte sich ganz über die Stellung, welche der Geliebte ihr gegenüber einnahm, sie legte seine rücksichtsvolle und zartschonende Aufmerksamkeit als Beweis seiner Liebe aus, und heftiger, als zuvor, brannten die verborgenen Flammen in ihrer Brust.

Heut' hatte sie sich von Gottfried bereden lassen, mit ihm, seiner Schwester und Bögehold, einen Ausflug in die Ahr zu machen. Da Jeder seine Dame führte, fügte es sich von selbst, daß Kinkel gewöhnlich um Minna beschäftigt sein mußte, und nur mit Mühe konnte sie ihre Gefühle beherrschen. Jener suchte das Gespräch auf die reich abwechselnden Naturschönheiten der Landschaft zu lenken, und träumend hing sie an seinem Arme, wenn er die Sagen der umliegenden Ortschaften erzählte oder Bruchstücke aus der Geschichte des Ahrthals zum Besten gab.

Auf der Höhe des Fahrweges angelangt, wo sich derselbe durch den niedern Wald bis zum Köhlerhofe

hinzieht, rasteten sie eine Weile, um die herrliche Aussicht zu genießen, welche sich hier den überraschten Blicken aufschließt. Man überschaut den Rhein mehre Stunden weit, und drüben am rechten Stromufer dehnen sich die Städtchen Linz, Erpel und Unkel, bis endlich links Honnef und die Höhen des Siebengebirges auf der einen, Rolandseck auf der andern Seite dieselbe abgrenzen. Im Wäldchen, dessen schattige Wipfel sie vor der heiß erglühenden Sonne schützten, verlor Minna ihr Taschentuch und das Suchen nach demselben trennte sie mit dem Geliebten von den Uebrigen. Sie preßte leidenschaftlich seine Hand, und das Gespräch stockte. Minna war ganz gelöset in Liebe. Auf der Bergesspitze, wo sich die freieste Aussicht über Rhein und Ahr erschließt, las Kinkel Gedichte von Eichendorff vor. Hernach ging es nach dem freundlich gelegenen Heppingen, wo eine treffliche Sängerin, Fräulein Unkell, durch ihren meisterhaften Gesang, die Gefühle noch steigerte. Der Tag war selig durch die Macht jener wunderbaren, unbestimmten Empfindungen, welche Natur, Gesang und Liebe in der Menschenseele wachrufen.

Gegen Abend ging es nach Remagen zurück. Es hatte mittlerweile geregnet, und der Weg war schlüpfrig und feucht geworden. Minna fühlte sich tödtlich erschöpft, und mehrmals ruhte die ganze Fülle des schönen herrlichen Weibes an der starken hochaufschlagenden Brust des geliebten Mannes. Auf der Rückfahrt nach Bonn erzählte Kinkel das Mährchen von der Lands-

kron, von den drei Jungfrauen, welche ein Wunder aus der Gefahr des Todes errettete. Minna hatte ſich der Hand Gottfrieds bemächtigt, die ſie krampfhaft umſchloſſen hielt, ohne daß ihr Druck erwiedert ward. Erſt um Mitternacht langten Alle in Bonn wieder an.

Am folgenden Morgen war Minna ernſt und traurig, und ging dem Geliebten abſichtlich aus dem Wege. Sie mochte mit der dem Weibe eigenthümlichen Empfindung gemerkt haben, daß Jener gegen ihre glühende, offenkundige Zärtlichkeit für einen Liebhaber viel zu kalt geweſen. Um ſo mehr drängte es ihn, ihr eine Erklärung zu geben. Er bat ſie um einen Spaziergang durch den Garten. Seine Schweſter und Bögehold riethen ab, aber es war zu ſpät, er hatte einmal gebeten.

Ihre Hand ruhte wieder auf ſeinem Arm, das wilde Herz ſchlug, die Bruſt hob ſich, und ihr Auge ſenkte ſie zur Erde. Das Geſpräch ſtockte.

„Sie ſind ſo ernſt“, ſagte Gottfried.

„Mir iſt's immer ſo, daß ich äußerlich am Ruhigſten bin, wenn es drinnen am Meiſten ſtürmt“, klang die Antwort.

Eine gewaltige Pauſe — er konnte die Beklommenheit nicht länger ertragen.

„Sie ſind alſo bewegt, — und ich ſollte jetzt nicht mit einer Eröffnung hervortreten, die ich Ihnen ſchuldig zu ſein glaube. — Doch ich weiß, Sie ſind ein ſtarkes Mädchen. — Weil ich Sie denn für die

erſte meiner Freundinnen halte, darf ich Ihnen Etwas nicht verhehlen, das mich ſehr nahe angeht.“

„Und mich!“ hauchte die unglückliche Jungfrau, deren armes, großes Herz er brechen mußte.

Nach einer Pauſe fuhr Gottfried fort: „Zugleich glaube ich Ihnen, liebe Minna, ein Vergehen abbitten zu müſſen — ich habe vielleicht an Ihnen geſündigt — Minna, dieſe Hand, die ich Ihnen geſtern ſo freundlich ließ, — dieſe Hand iſt nicht mehr frei — ich bin Verlobter!“

Mit wildem Schmerz riß ſie zuckend ihre Hand aus der ſeinen, und erſtarrte.

„O Gott — Minna — können Sie mir vergeben?

Sie faßte ſeine Hand wieder und drückte ſie; reden konnte ſie nicht.

„Minna, wenn ich recht ahne, ſo müſſen Sie mich verabſcheuen, — ich habe ihr Herz gebrochen! Minna, Sie können mich nicht mehr lieben, vielleicht nur haſſen, — aber vielleicht achten Sie einen jungen Mann, der mit einem ſo herrlichen Herzen, wie dem Ihrigen, kein frevelndes Spiel treiben will!“

Sie traten in die Laube.

„O liebſte Minna, wie geht es Ihnen? Reden Sie! Sind Sie gefaßt? Ich weiß, ein Herz, wie das Ihre, wird nicht einſam bleiben, Sie werden einen beſſern und tüchtigern Mann finden, als ich es bin (ſie ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt), — wenigſtens einen beſonnenern.“

Noch war ihr Schmerz wild; darum fuhr er fort:

„Ich bin ein Mann und muß meiner Pflicht getreu sein, — ich darf Sie nicht lieben! Aber getäuscht habe ich Sie nicht. Und nun noch Eins, Minna! Jetzt wirkt auf Sie noch meine Gegenwart und Sie können mich anblicken ohne Zorn. Ich bin mir bewußt, Ihre Neigung gegen mich nie genährt zu haben. Aber wenn Sie allein sind, wenn Sie einer vergangenen Zeit gedenken, werden Sie Sich an Manches erinnern, das Sie wohl als ein Zeichen meiner Liebe ausgelegt haben, an manche Artigkeit, manche Aufmerksamkeit, an so Vieles, das sich ja Alle schuldig sind, deren Bahnen neben einander herlaufen. Dann wird ein bittres Gefühl in Ihnen auftauchen, als hätte ich Sie getäuscht, und Sie werden mich vielleicht verabscheuen. Das vergebe ich Ihnen gern, und Sie können, wenn dieser Fall eintritt, im Voraus meiner Verzeihung gewiß sein. Und nun leben Sie wohl, — meine Pflicht ruft mich, ich muß Sie verlassen!“

Dann ging er mit langsamen Schritten aus der Laube, sie aber brach in ein lautes Weinen aus, und nur mit Mühe vermochte Kinkel's Schwester sie wieder zu beruhigen. Gottfried aber fühlte sich von jener Stunde an unglücklich.

6.

Am andern Tage war er dumpf und zerknickt. Bögehold und Keßler, mit welchem Letzteren er gleichfalls viel verkehrte, suchten ihn zu einer gemeinschaftlichen Fahrt nach Köln zu bereden, um die Lyversberg'sche Gemäldesammlung noch vor dem nahebevorstehenden Verkauf derselben zu sehen, und seine trübe Stimmung etwas zu zerstreuen. Lange hatte Kinkel geschwankt, und schwankte eigentlich noch, als er schon das Dampfschiffsbillet in Händen hielt. Es war kein Entschluß mehr in ihm seit dem Einen furchtbaren: dem herrlichen Mädchen seinen Traum zu zerstören. Als aber die Freunde das Boot bestiegen, sprang auch er hinein. Ohne aufzublicken, setzte er sich über das rechte Rad, und starrte wehmüthig in die stäubenden zerquirlten Wogen, der Strophe von Lenau gedenkend:

„Blumen fort und Nachtigallen,
Und das liebe Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen,
Alles wie ein Frühlingshauch!"

Gleich Frithjof, trieb es ihn von der verlorenen Jungfrau fort auf's weite, weite Meer, die Thränen waren

ihm nahe, und düſter murmelte er vor ſich hin: „Vale, juventas fervida!“

In Köln ſtand er lange vor dem unvollendeten Rieſenbau des Domes, und ließ ſein Auge hinſchweifen über das wunderbare Werk. Die mittlere Lücke berührte ihn heute ſchmerzlicher, als je. „Wenn die Johanniskirche einſt offenbart wird,“ dachte er, „wenn das Banner der Liebe daherrauſcht über die Menſchheit, dann bauen alle Confeſſionen, zu Einer Religion verbunden, die Gothiken auf und aus, dann iſt ihre Symbolik erfüllt!“ — So baute ihm ſeine Phantaſie den fertigen Kölner Dom hin, und ließ ihn eine Weile den eignen Schmerz vergeſſen.

Bald aber trieb es ihn aus dem wirren Getümmel der öden und freudloſen Handelsſtadt nach Hauſe zurück, und ein ängſtliches, zaghaftes Gefühl beſchlich ihn, als er ſein Zimmer betrat, das ihm in ſeiner Trauer jetzt ſo unheimlich und fremd vorkam.

Als er unter ſeinen Büchern umherkramte, fiel ihm der Ofterdingen von Novalis in die Hand, der ihn noch vor einem Jahre ſo oft zur Poeſie entflammt hatte. Schon als er das Gymnaſium beſuchte und mit einigen Freunden unter den Namen „Teutonia“ eine Geſellſchaft geſtiftet, welche ſich zum Zweck ſetzte, ſich gegenſeitig das Verſtändniß deutſcher Geſchichte und Literatur zu erſchließen, hatte er ſich den Namen Heinrich von Ofterdingen beigelegt; denn jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft wählte ſich einen mittelalterlichen Dichternamen. Jetzt ward ihm die Bedeutung

jenes Namens klar. Er dünkte ſich ſelbſt jener Heinrich in dem lieblichen Städtchen am Fuße der Wartburg, und die Sehnſucht nach der „blauen Blume“ ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Nicht Minna konnte die leuchtende Mährchenblüthe ſein, auch ſeine Braut nicht, ſo ſehr er ſein Herz befragte. Träumend las er weiter und weiter, die tolle Zauberwelt umfing ihn, und endlich warf er ſich weinend auf einen Seſſel, der „blauen Blume“ gedenkend.

Plötzlich fühlte er einen ſanften Schlag auf die Schulter. Er blickte empor, und begegnete dem freundlichen Auge des Pfarrers Wichelhaus, eines herrlichen, gemüthvollen Mannes, der den unglücklichen Freund zu tröſten kam.

Mit ſcharfer Klarheit durchſchaute dieſer den Seelenzuſtand Kinkels, und enthüllte ihm mit mildem Wort die ganze Gefahr, in welcher ſein geiſtiges Leben ſchwebte, ſich abzujagen und leidenſchaftlich zu verzehren.

Wichelhaus war ein Mann, der bei feurigen Naturen leicht für unthätig galt, weil er nie eine Arbeit unternahm, die er nicht mit voller Luſt und einem Ueberſchuß von Kraft betreiben konnte. Kinkel dagegen beſaß noch eine zu geringe Kenntniß des Lebens; er wollte die Dinge beherrſchen, ohne ſich ihnen rein paſſiv hingeben zu können. Letzteres verſtand Göthe ſo meiſterhaft, und hat darum ſo Gewaltiges vermocht. Er rieth ſeinem Freunde, das Winterſemeſter hindurch keine Vorleſung zu halten, ſondern eine längere Reiſe zu unternehmen.

Kinkel versprach, als der Geistliche ihn verließ, über dessen Rathschläge nachzusinnen, und fand bald, daß derselbe Recht habe. Er hatte schon lange beabsichtigt, ein Werk über die christliche Kunstgeschichte zu schreiben, und dazu bedurfte es einer größeren Reise, am Liebsten nach Italien. Er beschloß, den Rest seines väterlichen Vermögens an eine solche Reise zu setzen, und hoffte von derselben so viel Stoff mitzubringen, daß seine äußere Existenz durch fleißiges Arbeiten gesichert erschiene. Zugleich bedurfte seine fortwährend kränkliche Schwester nicht minder, als er, einer solchen Erholung, und erklärte sich mit Vergnügen bereit, ihn nach dem südlichen Frankreich, der Schweiz und Italien zu begleiten.

Unter Hesperiens Himmel hoffte Kinkel die Lösung seines Wehs zu finden; statt des Denkens wollte er das Leben, statt des Lernens den Genuß suchen, und bemühte sich rasch alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche zu einer längeren Reise erforderlich sind. Freilich wunderten sich Manche, und tadelten den jungen Privatdocenten, welcher, wie sie meinten, so leichtsinnig die einmal begonnene Laufbahn unterbrach, er aber kümmerte sich nicht um die zischelnden Zungen seiner Collegen, und ließ sein helles Auge weit über der Heimath dumpfes Leid hinschweifen in die lachenden Gefilde einer fernen Zukunft.

Viertes Buch.

Italien.

October 1837 bis März 1838.

1.

Eine alte und ächte Weisheit liegt in dem ererbten Glauben an Stufenjahre; nur muß man denselben geistig umdeuten. Es giebt Stufenjahre auch im Leben des Geistes, und Wer wollte läugnen, daß diese höchst gefährlich werden können? Es sind jene Entwicklungsperioden, in denen eine neue Epoche des geistigen Daseins sich eröffnet, und die bei den verschiedenen Menschen in ganz andere Zeitmomente fallen, als die Stufenjahre des Leibes. Nie aber sind diese Perioden dem Geiste bedenklicher gewesen, als in unserem Jahrhundert. Jetzt ist das Leben nicht mehr ein Kunstwerk, wie es im Mittelalter war, wo die Kunst Alles umschlossen hielt, sondern, dem Zeitalter entsprechend, das auf den Thron der Kunst die Industrie gesetzt hat, vergleicht es sich mit der ängstlichen und treibenden Hast der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Die Glocke tönt, der Pfiff gellt, und wir müssen eilen, nicht die Abfahrt und Weiterfahrt zu versäumen. Der Geist des Knaben wird gespornt durch Alterthum und Philo-

ſophie hindurch zum mehr oder minder abgegrenzten Einzelſtudium; darum iſt jene Noth wiedergekommen, die ſchon Walther von der Vogelweide am Ende ſeines Lebens beklagt, daß die Alten thöricht ſeien, wie es nur den Jungen gezieme, aber leider auch, daß die Jungen alt würden vor ihrer Zeit. Der Menſch ſchreitet in dieſer ſich ſelbſt abjagenden Zeit zu ſchnell fort, ſo daß ihm, falls er nicht an dieſer einſeitigen Fortbildung der Erkenntniß auf Koſten ſeines Charakters zu Grunde geht, doch bange wird, weil er ſo Viel weiß und ſo Wenig iſt. Wie aber Alles, ſo werden auch jene Entwicklungen übereilt, der Knäuel, der mit leiſer Hand ſollte aufgewunden werden, verwirrt ſich, Menſchen entſtehen, die nicht Männer ſind und auch nicht Jünglinge mehr — müde, müde bis zum Tode, das iſt unſeres thatloſen Lebens Grundſtimmung. — Glücklich, wer in ſolchen Zeiten einen Warner findet, einen Arzt der Seele, der ihm Ruhe gebietet, der ihn aus dem Treibhauſe verpflanzt, in dem ſeine Frucht zwar frühzeitig, aber nicht vollkräftig reift.

Kinkel war dies Glück zu Theil geworden. Hätte ihn nicht ein väterlich beſorgter Freund bewogen, ein dereinſt reich ſich lohnendes Opfer der Selbſtverläugnung zu bringen und zur Beruhigung ſeines ſich verzehrenden Geiſtes aus einer erſt eben und glücklich begonnenen Laufbahn herauszutreten: — Wer weiß, ob ſein Leben nicht unter der Laſt täglich wiederkehrender Schmerzen ſich zu Tode gehetzt haben würde?

Es war ihm schwer geworden, sich auf längere Zeit von einem Berufe zu trennen, den er für einen göttlichen glaubte ansehen zu müssen. Die Carriere eines Privatdocenten ist ohnehin schon die langsamste, und es war nicht zu verwundern, wenn Mancher die scheinbare Verlängerung derselben durch ein freiwilliges Abscheiden aus diesem Kreise für thöricht ansah. Allein es blieb dem Jüngling keine Wahl. Dadurch, daß er in der Zeit tiefster und schmerzlichster Gemüthserregung gerade die allergespannteste Thätigkeit hatte eintreten lassen, daß er beim Tode der Mutter das Candidatenexamen, bei dem des Vaters seine Dissertation vollendete, endlich am Grabe seines Freundes Gustav H..... den akademischen Lehrstuhl bestieg, während ihn die Qual seines Abschiedes von Minna *** durchzuckte, war sein Nervensystem so zerrüttet, daß er fast daran verzweifelte, jemals noch ein blühendes, gesundes Leben zu gewinnen. Und doch entschloß er sich nicht leicht, den Rath des Freundes und seines Arztes zu befolgen, welcher Letztere ihm die Pflicht auferlegte, eine längere Reise in ein südlicheres Klima zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu unternehmen.

Nachdem jene Tage des Aus- und Aufräumens, jene dem geistigen Menschen so höchst widerwärtigen Geldgeschäfte, jene steifen Abschiedsbesuche, überhaupt die ganze fatale Zwischenzeit zwischen einer solchen Reise und dem Entschlusse zu derselben vorüber waren, kam endlich der Tag, an welchem Gottfried seine

Schweſter in Oberkaſſel, wohin ſie Abends zuvor ihm voraus geeilt war, auf's Dampfſchiff abholen ſollte.

Sein erſter und liebſter Zuhörer begleitete ihn von ſeiner Wohnung auf dem Schloſſe Poppelsdorf durch die Allee bis an die Fähre, und trug ihm, wie es Studentenſitte iſt, zum Abſchiedsgeleit den Torniſter, welchen er, da er den größten Theil der Reiſe zu Fuß zurücklegen wollte, für ein beſonders nöthiges Geräth hielt. Am andern Ufer eilte er den Rhein herauf bis Oberkaſſel, wo er die Schweſter bereits ihn erwartend fand, und fuhr dann nach einem raſchen und herzlichen Abſchiede von ſeinem Freunde Sartorius an das nahende Dampfboot heran.

Johanna hatte darauf beſtanden, daß ſie und ihr Bruder auf dieſer Reiſe bei jeder Gabe, jeder Hülfe, bei jeder kleinen Freude ſogleich Gott ihren Dank darbringen wollten, und zwar mit dem hebräiſchen Spruche, den die Juden bei jedem Genuſſe herſagen: „Geſegnet ſeiſt Du, Jehovah, der Du uns Dies und Das geſchaffen, gethan, gegeben,“ worauf alsdann je nach der Art der Wohlthat die Worte anders gewählt werden. So beteten ſie auch jetzt, als ſie alle ihre Effekten, in Bonn eingeladen, richtig vorfanden, ihr בָּרוּךְ יְהוָה und fuhren offnen Herzens und leichten Sinnes in die herrliche Landſchaft hinein. Zum erſten Male breitete ihr Geiſt ungehemmt ſeine Schwingen in die blaue Ferne, und Gottfried hoffte, während ein lauer Wind ihm einen Gruß aus Süden brachte, fröhliche Geneſung für ſein armes, krankes Menſchenherz. —

Vorüberflog der Drachenfels, vorüber das Siebengebirge, — er ſagte ſeiner Wiege Lebewohl. Denn auch er war ja ein Sohn dieſer Berge, und als er noch klein war, und ſeine Welt beſchloſſen lag in dem reizenden Thale, das gottgeſegnet von dem Drachenfels längs ſanfter Anhöhen ſich hinzieht, bis der Finkenberg es nahe bei Bonn abſchließt, da hatt' er ſich oft mit wunderbarer Sehnſucht hinübergewünſcht über dieſe Berge, um zu ſehen, wie es drüben wohl ausſehen möchte. Auch wußte er aus Schreiber's Rheinreiſe, daß jenſeits wunderbare Gegenden kämen, wo trefflicher Wein wachſe, und daß da ein Bingerloch käme und ein Mäuſethurm, auch Brömſers Burg, wo die ſchöne Giſela ſich ertränkte. Aber das war ihm, wie etwa eine aſtronomiſche Karte, und nie dachte er daran, daß er jemals dahinauskommen würde.

Seitdem aber wurd' er groß und war ein Student, da wuchſen ihm ſeine Schwingen. Er ging über jene Grenzen hinaus und ſah die Wunder des Rheines und als er zurückkehrte, mußt' er geſtehen, daß er doch Nichts gefunden, das ſchöner geweſen, als das Siebengebirge. Und nun die Sehnſucht nach der Ferne geſtillt war, da klammerte er ſich erſt recht mit Liebe an das ſchöne Vaterland an, und im ſandigen, nebligen Norden hatte er ſich ein Jahr lang geſehnt nicht nach Vater und Mutter, wohl aber nach den hohen Bergen und dem ſtolzen und tiefen Strome. Und wie er da, von Berlin zurückkehrend, zu Linz an's Land ſtieg, da

ſah er die Siebenberge im Sonnenlicht und im Rebenkranz, und da jauchzte ihm das Herz, und er fühlte es: — Schöneres möchte wohl auf Erden nicht gefunden werden. Auch jetzt bat er zu Gott, daß er ihm dies ſtolze, freudige Heimathsgefühl, aus Italien heimkehrend, wiederſchenken möge, ohne welches die Erinnerung an den warmen Süd mit ſeinen Orangen und ſeinem Veilchenhimmel und ſeiner ganzen bunten Lebensluſt dem im Norden Weilenden zur Pein werden müßte und zum verzehrenden Heimweh. —

Das Dampfboot fuhr ſchnell. Die Luft war nach langem Regen lau und ſchön und ſchmeichelte in dem bewegten Jünglingsherzen die Blüthen manchfaltiger Gefühle wach, aufgeſchloſſen durch die hiſtoriſchen Erinnerungen und die eignen Erlebniſſe, welche die Reihe der vorüberfliegenden Städte, Berge und Ruinen in der Seele auffriſchte. Doppelt ſcharf iſt ſolche Erinnerung, wenn man von Orten, welche durch ſie geheiligt ſind, auf lange, vielleicht auf Nimmerwiederſehn ſcheidet. Vorbei, vorbei! Das iſt dann das Loſungswort, und das klingt beſonders ſtark in den Tiefen der Seele, wenn die Fahrt ſo raſch geht, wie es heute der Fall war. Dort Nonnenwerth und Rolandseck, Zeuge ſo mancher luſtigen Ausflüge aus den Studentenjahren und mancher ſtillgemüthlichen Fahrt mit lieben Gäſten; Honnef und über ihm der hohe runde Bergkegel, den ein dortiger Bauer einſt einem Freunde für das Grab Etzel's erklärte. Solcher Zeichen ſind hier

mehre: in der Höhle des Pfaffenberges bei Oberkaſſel hat das Zwerglein Egwaldus gewohnt, und die Höhle heißt noch von ihm das Zuerchenloch (Quarchenloch). Und am Ende den Drachenfels der Nibelungenſage darf ſich der Rheinländer nicht nehmen laſſen; denn die eigentliche Drachenfelſer Tradition von der Jungfrau, die, den Drachen tödtend, hier die Heiden getauft, iſt wohl Nichts als dichtende Umbildung des altheidniſchen Stoffes von der Jungfrau, welche der Drache gefangen hielt, bis Siegfried ſie befreite.

Doch Wer vermag all' dieſe Sagen, ihre Entſtehung und Entwicklung durchzudenken? Vorbei wie jene Rieſengeſtalten und Rieſenkämpfe der Vorzeit ſind nun auch ſchon die Stellen, welche ihr Gedächtniß bewahren. Das Thal erweitert ſich, Sinzig fern zur Rechten läßt ſeine zierliche Kirche ſchauen, die einen Meiſter hat mit der zu Ahrweiler, und die liebliche Ahr ergießt ihr klares Waſſer in den dunkelgrünen Rhein. Dann ging es weiter vorbei an Argendorf, Hönningen und Briſich, wo rechts auf ſteiler Kuppe, als wollt' es ſich hinabſtürzen, ein Schloß hervorſpringt, — die Ruine Rheineck, zierlich im alten Stile vom Beſitzer, dem damals zu Bonn wohnenden Bethmann-Hollweg, pietiſtiſchen Angedenkens, neu aufgebaut.

Aber nun, wie das Schiff um die Felsecke biegt, zieht eine düſtre Wolke auf über Gottfrieds inwendigſte Seele, und das Auge ſelbſt iſt ihm feucht geworden. Siehe, da liegt es in der Thalſchlucht, das freundliche

Brol, wo ſein armer Jugendfreund Alexander Fauſt ſeine herrlichen Lieder gedichtet. Dieſer Fauſt war ein trefflicher und ungemeiner Menſch, darum haben ihn auch die Meiſten nicht verſtanden. Er war ein Böttchersſohn aus Stettin und ſelten mag es Einen gegeben haben, dem das Lied ſo rein aus der Seele quoll, und der ſo viele Anlagen hatte ein frommer Dichter zu werden. Aber ihn hatte die fröhliche Jugend zu weit verlockt, er lebte wild, und mußte wild leben, um einen ſtillen Liebesgram zu ertödten. In der Ferienzeit aber, wenn die wüſten Geſellen fort waren dann zog auch er aus Bonn weg und begab ſich an einen der Seitenſtröme des Rheins. Von dort brachte er immer einen Cyklus der köſtlichſten Lieder mit heim; ſo hatte er Lieder von der Ahr, Lieder aus dem Harz, Lieder von der Brol und zuletzt von der Nahe. Am Ende ſeines akademiſchen Lebens aber wurd' er ſtille, als wollte er ſich beſinnen und entſagte ſeiner Liebe; doch da hielt er's nicht mehr aus, — er wurde krank — ſein Herz war gebrochen, es konnte der innern Gluth nicht mehr widerſtehen, und er ſtarb, kaum ins Vaterhaus zurückgekehrt, an einem Blutſturz. Hier in Brol, wo ihn ſchon Todesahnungen durchzogen, hat er wollen beerdigt ſein, — es iſt nicht geſchehen, ſondern er ruht auf dem hohen Stettiner Friedhofe, wo ſein Grab weit hinausweiſt nach der blauen Oſtſee, — ach, dahin ſchwoll auch ſein Herz, dahin wollt' er ſein ſtolzes kaltes Lied führen:

„Es wiegt ſich ſchön auf leichtem Nachen u. ſ. w.“

Gefunden hat er dort den Frieden, den er begehrte in ſeinem letzten Liede, das er hienieden ſang, — freilich nicht den Frieden des beſonnenen Mannesalters in ſtiller Pfarrerwirkſamkeit:

„Wann wirſt du mir erſcheinen, du holde Friedenszeit u. ſ. w.“

Bei Brol hält das Dampfſchiff an. Traurig lehnte Kinkel am grünen Geländer des Bootes und ſchaute hinüber zu den freundlich im Herbſtesſonnenſtrahl erglänzenden Dächern. Er zerdrückte eine Thräne auf der heißen Wimper, und ſprach ſchmerzlich: „Leb' wohl mein Fauſt! Dort, wo Du einſt ſo fröhlich wohnteſt und von Lebensluſt ſchriebſt, hab' ich Deiner in großer Liebe gedacht!“ —

Und weiter keuchte das Schiff, in weißem Schaume die dunkle Fluth emporwirbelnd und zu lichten Perlen zerſprühend, die im Sonnenſtrahl tauſendfarbig erblinkten. Neuwied trat vor. Minna erſchien auf der Landungsbrücke, um noch einmal von dem Freunde Abſchied zu nehmen. Nur ein Augenblick und der ſcharfe Ton der Glocke ſchnitt ihre Begrüßung ab. Sie ſchieden ſchwer, die Luft wurde kalt, Gottfried aber hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel und dachte an Uhlands Wort:

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz!“

Und so setzten sich die poetischen Träume fort, bis er endlich ins Nachdenken kam über die schon länger beabsichtigte Ausführung eines Trauerspiels, dessen Plan er unter seinen Reisepapieren vorgefunden hatte.

Aus diesem Werke geistiger Zeugung, welches ihm den vortrefflichen Zug Hoffmann's, daß er den Meister Johannes Wacht gerade nach dem gewaltigsten Schmerz ein sehr künstlerisches Werk schaffen läßt, in seiner psychologischen Wahrheit klar machte, riß ihn das anziehende Gespräch eines jungen Mannes, den er anfänglich für einen Künstler hielt. Das tiefliegende dunkelbrennende Auge und ein Ausdruck bunten und reichen Lebens, nebst lächelndem Humor um den schönen Mund schien dies anzudeuten. Nur hörte man seinem Tonfalle an, daß er das Deutsche nicht als Muttersprache gelernt hatte, wenn er es gleich nach der Formenlehre vollkommen richtig redete. Aber weder englisch, noch französisch, noch nordisch war sein Accent. Kinkel mußte sich in der leichten Unterhaltung, in welche sie hineinkamen, die Freiheit nehmen, ihn nach seinem Vaterlande zu fragen. „Ich bin ein Grieche," sagt' er, „aus Macedonien, und reise jetzt nach Hause." Da schwoll Gottfried das Herz, und wie gern wär' er mit ihm gegangen in das schöne Vaterland, wo es, wie Schlegel sagt, dem Deutschen sogleich heimathlich zu Muthe wird. Dieses Jünglings Rede berührte ihn wie ein Hauch aus dem Süden, und sein selten tiefes, aber stets anmuthiges, schnell wechselndes Ge-

ſprach, ſeine große, aber zierliche und gewandte Geſtalt gaben ihm vorläufig ein paar ächte Züge zum Ideal des Südlands. Jener hatte zehn Jahre lang in Wien und Heidelberg Medicin ſtudirt, dann auch Holland beſucht und kam jetzt von London über Paris zurück. Die Franzoſen gefielen ihm nicht, weil ſie falſch, die Engländer faſt noch weniger, weil ſie nicht zugänglich und ſehr habſüchtig ſeien. Mit den Deutſchen war er noch am Beſten zufrieden, und erzählte von ſeinem Vaterlande, wie da Alles noch natürlicher geordnet und die Wahrhaftigkeit des Wortes noch nicht durch falſche Kultur angefreſſen ſei. Das freute Gottfried innig, denn man hatte ihm die Griechen immer als treulos genannt. Im „Rieſen“ zu Koblenz brachten die Beiden einen ſehr vergnügten Abend zu; Kinkel ſaß faſt bis Mitternacht mit dem Fremden am Tiſche und ließ ſich erzählen vom Weine von Chios und Samos, den man nicht trinken kann ohne ihn mit Waſſer zu verdünnen. Weißen Wein trank der Grieche nicht; bei ihnen, ſagte er, wachſe nur rother, und das ſei ſo von Alters her. Deshalb kennt ſchon Homer nur *αἶθοπα οἶνον*. — Mit Träumen von Chios im Haupte und Rheinwein im Kopfe ſchlief Gottfried endlich ſelig genug ein. —

Am folgenden Morgen ward die Reiſe bei ſchlechtem Wetter fortgeſetzt. Der Grieche verließ zu Kinkel's Leidweſen, der ihn gern als Reiſegeſellſchafter noch

längere Zeit behalten hätte, das Dampfschiff, und es bedurfte einer Nachwirkung des gestrigen Rausches von Wein und Luft, um eine fröhlichere Stimmung aufrecht zu erhalten, als der trübe Nebel, der sich über den Strom lagerte, sie heraufbeschwören wollte.

2.

Mit einem ſchweren Torniſter beladen, auf deſſen Rückſeite ein in dunkles Tuch eingenähter Frack befeſtigt war, ſchritt ein Wanderer rüſtig durch die Straßen von Vienne. Das ſchwarze Haar wallte lockig auf die Schultern herab, und bildete einen grellen Abſtich zu der weißleinenen Blouſe, mit welcher der Jüngling bekleidet war. In einer freundlichen Taverne angelangt, warf er Mantel und Torniſter ab, und ſchritt wieder luſtig in Begleitung eines knorrigen Schlehdornſtabes zur Thür hinaus, um das eigentliche Freudeleben des Reiſenden: das Wandern mit den Händen in der Rocktaſche zu beginnen. Gottfried Kinkel — denn er war es — kannte nichts Angenehmeres, als ſo auf gut Glück in einer fremden Stadt die unbekannten Gaſſen zu durchſtreifen, kurioſe Namen von den Schildern abzuleſen, und dann, nachdem er einen Punkt, am Liebſten einen Kirchthurm, ſich als Nordſtern erſehen, ohne Führer und, wo möglich, ohne Fragen ſich nach ſeinem Wirthshaus zurückzufinden. Wenn dazu ein blauer Himmel und ein ſonniges Wetter kam, ſo

ſtellte ſich eine leichtherzige Fröhlichkeit ein, und wenn ein eigner Zauberreiz des Reiſe-Lebens darin liegt, Abends in eine große wildfremde Stadt hineinzufahren, ſo iſt dem gewiß das Herumſtreifen in derſelben bei hellem Taglicht billig zu vergleichen.

Ueber Mainz, Straßburg, Colmar und Baſel war Kinkel nach Bern gereiſt, wo ſeine Schweſter wegen zunehmender Kränklichkeit mißmüthig von ihm Abſchied genommen und ſich allein auf den Rückweg begeben hatte. Noch ganz erfüllt von den Wundern des tiefblauen Genfer Sees, reiſte Gottfried jetzt die Rhone herunter und war über Bellegarde und Lyon, wo er ſich mehre Tage aufgehalten hatte, ſo eben in dem lieblichen Vienne angelangt. Die Provinzen des mittäglichen Frankreichs, von den Franzoſen le midi genannt, ſind reich an Naturſchönheiten und fremdartigen Reizen, die auf das ſchmerzzerriſſene Gemüth unſeres Freundes einen ſanftberuhigenden Zauber ausübten. Er gewann allmälig wieder einen Abglanz der früheren Heiterkeit, und das alte Weh ragte nicht mehr ſo dunkel und zerſtörend in ſein jugendliches Leben hinein. Die freundlichen Briefe ſeiner Braut, welche er häufig empfing und meiſt auf die Stelle beantwortete, verdrängten die düſtern Gedanken, wenn das Bild Minna's vor ſeiner Seele aufſtieg, obgleich er ſich oft mit den bitterſten Selbſtanklagen quälte. Die Einſamkeit, in welcher der Jüngling jetzt die unbekannten Länder durchſtrich, that ihm wohl, er ließ ſeinen Blick aufmerkſam in alle Verhältniſſe eindringen, ſein Auge über alle Schönheiten des Südens hinſchweifen und grüßte fröhlich jeden

Wanderer, der ihm begegnete oder eine Strecke Weges mit ihm zurücklegte. Und jetzt war all sein Sinnen auf die Provence gerichtet, jenes fabelhafte Land der Troubadours, von dem er so oft geträumt hatte, und das er nun selbst begrüßen sollte.

Nachdem Gottfried eine Zeitlang die Straßen von Vienne durchschlendert und die mächtige Kathedrale besucht hatte, fand er sich nach seiner Taverne zurück, verzehrte sein einfaches Mahl, und ließ sich wieder den schweren Reisetornister und den leichten Mantel von dem gefälligen Hauswirth über die Schulter hängen. Fröhlich bezahlte er seine Zeche und schritt durch das alte Stadtthor hinaus auf den Landweg nach Tournon und Valence. Seltner benutzte er das Dampfschiff, das in kaum zwölf Stunden die beträchtliche Strecke von Lyon bis Avignon zurücklegte, sondern er ging lieber zu Fuß, um mit genügender Ruhe sich die fremden Berggegenden und stolzen Ufer der Rhone zu beschauen. Dicht vor der Stadt bog er links von der Straße ab und stieg zu der steilen Höhe empor, welche sich hier weit über den Spiegel des Stromes erhebt. Eine Zeitlang ruhte er im verlassenen Gemäuer eines unvollendeten Hauses, von wo bereits ein herrlicher Ausblick sich eröffnete, und schritt dann eine Treppe von einfachem Stein hoch nach der Bergeskante hinauf, immer in der Hoffnung, den Stein der heiligen Magdalena zu finden, der durch Menzels treffliches Gedicht: „Auch der Teufel muß sein Recht haben“ berühmt geworden ist:

„Auf den Bergen bei Vienne
Findest Du den heil'gen Stein.
Sieh', ob Thau zurückgeblieben
Morgens in des Füßchens Raum: —
Und geheilt bist Du vom Lieben,
Netzest Du die Lippen kaum.“

Ueber kleine Waſſerfälle, die glattgefroren waren, und durch wildzerriſſene Bergſchluchten klomm Gottfried zur Höhe, wo zu ſeiner lebhaften Freude der Gartenbuchs wild hervorſproßte und einzelne Bäume trotz der ſpäten Novembertage noch grünes Laub zeigten. Die Rhone herab glänzte das Abendlicht durch amaranthne Wolkenzüge, kalt und blau aber ragte der beſchneite Mont Pilar vor den Blicken des Wanderers. Rechtshin hob ſich die maſſenhafte Kathedrale von Vienne aus der wunderbaren Stadt mit der leichten Brücke und der alten Burg empor; gegenüber der Thurm, von dem Pilatus ſoll herabgeſprungen ſein, deſſen Grab die Volksſage und Kirchenlegende unter einer auf freiem Feld emporſteigenden Pyramide angiebt. Der Blick in das herrliche Thal hob die Seele des Jünglings. Es berührte ihn ſo rheiniſch-heimathlich, daß er von der mächtigen Höhe gar nicht herabkonnte. Erſt der ſinkende Abend mahnte ihn zur Rückkehr, und ſo hatte er den Stein der heiligen Magdalena nicht gefunden, ja vielleicht nicht einmal ernſtlich danach geſucht. Seine Liebe zu der ſchönen Eliſe H..... ſchlug tiefe Wurzeln in der ſehnenden Jünglingsbruſt, ſie trieb herrliche Blüthen, und damals hätte er nim-

mer begehrt, von dieſer Liebe geheilt zu ſein. Später jedoch gab es manchmal Augenblicke ſeines Lebens, da er hätte vom luſtigen Rheine pilgern mögen an den fernen Rhonestrand, um auf den Bergen von Vienne die wunderthätige Kraft des Magdalenenſteines zu erproben, und all ſein Liebesweh zu vergeſſen, das ihn verzehrte.

Von Vienne ging es weiter über Valence, Montelimart und Orange nach Avignon. Bei Orange ſtand er lange Zeit unter dem Triumphbogen des Marius, in Erinnerungen der Vorzeit vertieft. Er gedachte der Zeit, da hier der Römer unſere Vorväter geſchlagen, und wie dann dies ſtolze Rom in Staub geſunken iſt vor dem Arme Deutſchlands. An der heißen Quelle, die am Fuße des Römerbogens hervorſprudelt, hingelagert, ſchrieb er dieſe Gedanken in ſein Tagebuch *), und ſchritt dann, befreit von den großartigen Träumen der Geſchichte, durch das Thor, ganz ſich dem friſchen Reiz der Provence hingebend, die vor den überraſchten Blicken des Jünglings ihre bunte Mährchenwelt erſchloß. Sein Herz jubelte in ſtürmiſcher Luſt, und durchfluthet von dem Geiſte der Troubadours, die einſt auf dieſem klaſſiſchen Boden ihr keckes Liederſpiel, ihre fröhlichen Minnegeſänge hatten erſchallen laſſen, jauchzte er einen „Gruß dem Süden“ **). Dann ging es weiter in das „tönende“

*) Gedichte. S. 40. Triumphbogen des Marius in der Provence.
**) Gedichte. S. 95.

Avignon mit ſeinen grauſamen Erinnerungen und das geſchäftige Marſeille, wo ſich das blaue Mittelmeer in die unbegrenzte Ferne ausdehnt. Nachdem Gottfried am jenſeitigen Ufer des Var als „Tollfried“ Kinkel in das italieniſche Paßregiſter eingetragen war, pilgerte er über Nizza nach Genua, jener trübſeligen Stadt, wo es faſt unaufhörlich regnen ſoll. Weint ſie vielleicht über ihre verſunkne Herrlichkeit, oder will der Himmel ihr klagen helfen, und ſchenkt ihr den Wittwenſchleier der Regenwolke, wie Zeus einſt Blut weinte, da ſeiner Heldenſöhne einer fiel?

Von Genua ſchlug Kinkel den Weg über das ſeltner von Reiſenden beſuchte Lukka, über Piſa und Piſtoja nach Florenz ein, und pilgerte von dort über Siena und Spoleto nach Rom, wo er am erſten Januar 1838 anlangte, nachdem er noch auf der Reiſe, in Rückerinnerung an ſein ſchönes Heimathland, die chriſtliche Sage vom Drachenfels *) poetiſch bearbeitet hatte.

*) Gedichte. S. 14. Margaretha.

3.

Kinkel war zu einer bunten Zeit in der „ewigen Stadt“ eingezogen. Kaum hatte er sich eine Wohnung in der Nähe des Corso gemiethet, als ihn am Vorabende des Heiligendreikönigefestes ein unerhörter Lärm auf die Straße lockte. Die Römer feiern an diesem Tage das Beffanafest, gleichsam ein Vorspiel des großen Carnevals, das sich entfernt mit dem Berliner Weihnachtsmarkte vergleichen läßt, nur daß es in Rom weit toller hergeht. Der Reiz dieses Festes besteht darin, daß Jeder so viel Lärm, als möglich, erregt. In geschlossenen Reihen zogen die Studenten aus der Sapienza durch die Gassen, Jeder ein Pferdesteißpfeifchen im Munde, auf dem man die schrillendsten Töne hervorzubringen wußte. Zwischen dem Gewühl trieben sich gleich anfangs die niente genannten Frauen aus den sogenannten niedern Volksschichten umher; denn die Frauen der nobili erscheinen erst später. Zwischen dem Schreien und Pfeifen, Schrillen und Gellen einer tosenden Menge schallt der Lärm des ewigen Beffanarufens, die durchdringende Stimme

der feilbietenden Marktjungen, und es ist zum Sterben, wenn man nicht selber mitlärmt. Kinkel, der sich mit einigen Bekannten in das Gedränge hineinstürzte, rieth den Spektakel mitzumachen, und so kauften sie denn ebenfalls Schnurrpfeifen und Kindertrompeten, um in der eignen Raserei die fremde behaglich zu finden und zu vergessen. Um zehn Uhr flüchteten sie sich in eine Trattoria, wo sich gewöhnlich Deutsche aufzuhalten pflegten, und stürzten sich dann um Mitternacht noch einmal in den Strudel, um am Pantheon und Corso vorüber nach Hause zurückzukehren.

Mälig verrauschte das Getümmel, Alles suchte den Schlaf, und vergaß den Wirbel des vergangenen Tages. Nur Gottfried lauschte noch in die helle Nacht hinaus, und fühlte, wie der Schmerz seiner Seele sich in weiche Liedestöne auflöste. Erfaßt von dem Zauber dieser heiligen Ruhe sang er das Lied:

Nacht in Rom *).

„Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel stehet
Der Mond in voller Pracht.

So todtenstill sind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und selbst ihr Riesenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

*) Gedichte. S. 97.

Nur wunderſam noch rauſchen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die ſelbſt entſchliefe gern.

Die ſpülen aus dem Herzen
Leiſe das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit."

Bei ſeiner Ankunft in Rom hatte Kinkel einen Brief von ſeiner Braut vorgefunden, der ſeine Liebe zu ihr noch ſteigerte, und Minna's Bild mehr und mehr zurücktreten ließ. Sein Herz ſagte ihm, daß Eliſe ihn glücklich machen könne, und er gab ſich mit der reinſten Gluth dieſem Gefühle hin. Es war ihm, als hätte all' die frühere Täuſchung nur dazu dienen müſſen, ſeine Liebe zu läutern und verklären, er hatte jetzt erſt lieben gelernt. So geſtaltete ſich ſein Leben friedlich und ſchön.

Kinkel's Poeſie ſchlummerte ſcheinbar in Italien. Aber Wer ſollte ſich darüber wundern? Fremde Lebenskreiſe zogen ihn in ihre Fluthen hinein, und es gehörte Zeit dazu, ſich im Süden heimiſch zu finden. Das Leben war hier ja ſelbſt Poeſie, und das träge Wort mußte ſich erſt beſinnen in dieſem Chaos neuer Geſtalten. Jene bunten heſperiſchen Farbentöne, jenes reiche ſinnliche Leben, jener ewigblaue lächelnde Himmel, jene traumhafte Ruhe der Natur bedürfen ein langes und mühevolles Studium, ehe man ſich ihrem Einfluß

paſſiv hingeben und ganz in ihnen aufgehen lernt. Und dann ſtehen wir auf einem claſſiſchen Boden, die Reſte und Erinnerungen der Vergangenheit ragen in das friſche Leben der Gegenwart hinein. Das neue Geſchlecht feiert ſeinen bunten Carneval auf den rieſigen Gräbern der Vorzeit, und wir dürfen nicht darüber zürnen. Es ſind nicht die Geſpenſter, ſondern es iſt ein Hauch vom Geiſte der alten Römer, der jene verklärten Gefilde durchwebt, und Wer mit dieſem Volke zu leben weiß, wird ſich bald unter ihm heimiſch fühlen. Der Reiz, welcher über die ganze Natur ausgegoſſen erſcheint, ſpiegelt ſich auch im Leben, überall begegnen wir einer ſchönen Form. Das empfand auch Gottfried, und er wagte nicht leicht, in Italien ſeine Gefühle auszuſprechen, weil ihm noch die Form mangelte. Dieſe zu finden verſuchte er zuerſt in dem mitgetheilten Liede und dem Gedicht „Petrus“ *). Das letztere hat ihm viel Mühe und Arbeit gekoſtet. Es ward ihm immer klarer, daß das lyriſche Gedicht wohl aus dem weichen Thone des Gefühls ſchnell und fröhlich ſich bildet, das plaſtiſch-erzählende jedoch — und wohl mehr noch das dramatiſche — aus dem harten Marmor des Gegenſtandes mit Schweiß und langſamer Mühe muß herausgehauen werden. Das Ganze ſchien ihm etwas zu lang gerathen und Manches war nicht abſolut nöthig, ohne daß er es jetzt noch hätte aus-

*) Gedichte S. 20.

merzen können. Ueberhaupt ist es traurig, daß man an der Glocke des Liedes, wenn sie einmal gegossen, wohl noch hie und da mit dem Hammer nachhelfen, einen etwaigen Sprung oder Fehler des Gusses aber nicht mehr ändern kann, und nun leider auch nicht im Stande ist, dasselbe Metall zum Zweck eines neuen Gusses noch einmal in Fluß zu bringen. Doch Gottfried verzagte nicht; er beschloß immer frisch zuzugießen, und mißlang Ein Guß, so hatten ja die reichen Schachte der Sage oder die edlen Gänge des Herzens noch feines Erz genug, um neue wohlklingendere Glocken in Masse gießen zu können. Der gelungenste Guß aus dieser Zeit ist unzweifelhaft, um in unserm Bilde zu bleiben, die prachtvolle Todtenglocke Roms: die Elegie „Roma's Erwachen" *). Auch fällt in diese Periode ein ergreifendes frommes „Gebet" **), das sich seiner reinen Seele wie ein wallender Opferrauch entrang.

In vollstem Maaße empfand Kinkel bald den mächtigen Eindruck des südlichen Himmels. Abentheuerlich wächst man dort an geistiger Fülle, *man wird reich ohne Mühe*. In Deutschland kann man auch reich werden, aber mit strenger Geistesanspannung; in Italien drängt sich Leben und Kunst an uns heran, wir füllen die Lücken aus, ohne es eigentlich zu beab-

*) Gedichte S. 143.
**) Gedichte S. 141.

sichtigen, wir lernen im Genuß und werden groß im Schauen. Hier muß jedes kranke Herz genesen und in der gewaltigen Schönheit und Ruhe des Alls selbst als Gottes bien aimé enfant jubelnd mit einstimmen in den Hymnus der ewigen Natur.

4.

In der kleinen Kirche San Antonio auf der Höhe des Esquilin ward Meſſe geleſen. Menſchen gingen hin und her, die Orgel brauſte und die feinen Stimmen der Kaſtraten klangen vom Chore herab. Manche Chöre dürfen nämlich nur von Männern ausgeführt werden, und, um nun die höheren Stimmen nicht unbeſetzt zu laſſen, greift die Geiſtlichkeit zu dem ſchändlichen Mittel, die Entmannung im Dienſte des Herrn als ein Opfer der Frömmigkeit zu lehren und ſie für den Zweck der Kirchenmuſik auszubeuten. Am Altare ſtand ein Greis in einfacher Mönchstracht, deſſen erhabene und ſchöne Geſichtszüge die volle Aufmerkſamkeit Kinkel's, der ſich unter den Anweſenden befand, in Erregung nahm. Ein ſchneeweißer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, und das ehrwürdige Antlitz erſchien Gottfried wie eine Miſchung der Züge ſeines Vaters und des rüſtigen Ernſt Moritz Arndt, der am ſchönen Rheinſtrom lebte.

Wunderbare Gedanken zogen durch die Seele des Jünglings, als er ſo einſam unter den Bekennern eines fremden Gottes einem fremden Gottesdienſte beiwohnte. Wie oft hatte dies Rom bereits ſeine Götter

gegen neue umgetauſcht! Ein Geſchlecht verdrängte das andere, und nur der Himmel blieb ewig rein und blau, die Erde blieb ewig jung, als wollten Himmel und Erde der thörichten Kinder lachen, die den ſchönen Frieden des Alls zerſtören. Der junge Theologe fühlte ſich in dieſem Augenblick ſo erhaben über all das Leid des Menſchenlebens, all das Streiten um dieſen oder jenen Glauben, daß er vor den fremden Mönch hätte hinknieen und ihn um ſeinen Segen bitten mögen.

Da zupfte ihn ein Freund am Rocke, und winkte ihn hinaus.

„Es ſind in Deiner Wohnung Briefe für Dich angekommen," ſprach er, „ich glaube vom Rhein."

Haſtig eilte Kinkel in ſeine Wohnung, wo ihm die Magd einen Brief von ſeiner Braut und einen von ſeiner Schweſter überreichte.

Freudig erbrach er den erſten, — und ſank mit einem Schrei auf ſein Lager.

Eliſe meldete ihm, ein wohlhabender Mann, ein Dr. D....., der eine ausgebreitete Praxis und ſogar — — ein Reitpferd (!!!) beſäße, habe ſich um ſie beworben; da es nun noch lange Zeit währen möchte, bevor er (Kinkel), der arme Theolog, ſich eine feſte Stellung geſchaffen, bäte ſie ihn, das Band, welches ſie an ihn feſſele, zu löſen.

Gottfried war vernichtet, er gedachte des Traumes am Tage ſeiner Verlobung, der ihn nicht belogen hatte. Noch war ein armes Jährchen nicht vorüber, und ſchon hatte ſich die Liebe ſeiner Braut in Täuſchung

und Falschheit verkehrt, schon ließ ihr Wort: „Es ist vorbei!“ sein glühendes Herz erstarren. Vielleicht noch ein kurzes Jahr, und man schmückte sie für den neuen Bräutigam!

Eine gräßliche Versteinerung bemächtigte sich des Unglücklichen, er konnte nicht denken und nicht weinen, sein Auge war trocken und brannte schmerzlich in den Höhlen. Ihn erfaßte die Empfindung des Traumes er schwelgte im Gefühl der Rache, er hätte den Dolch bedachtsam schleifen und in die Brust des Nebenbuhlers stoßen mögen. Vielleicht daß das siedende Herzblut des Gegners seine Eiseskälte gewärmt hätte! Und dann dachte er wieder seine Braut als das lächelnde Weib eines Andern, — ein wahnsinniger Schmerz ergriff ihn.

Allein nicht lange konnte sein heller Geist in so düstern Vorstellungen umherschweifen. Er hatte dies Weib zu sich emporziehen wollen mit aller Kraft seiner Liebe und sah sich nun verstoßen, verschmäht um den ungewissen Besitz irdischer Güter. Sein Stolz regte sich, und linde Wehmuth zog in sein Herz. „Sie war Deiner nicht werth,“ dachte er, „und dir bleibt ja die Schwinge des Genius, die dich hoch emportragen wird über dies dunkle Weh! Und wenn dereinst dein Ruhm über den Erdball fliegt, dann mag die Falsche in der eignen Brust das Strafgericht erkennen! — Wer weiß auch, ob nicht ihre Kinder nach Jahren mich aufsuchen, um meine Hülfe zu erflehn, und Dem möchte ich nicht varschnell ausweichen.

„Sei Wohlthat dann mein Dolch — mein Liebesbrand
Mit Vatertreue sei auf sie gewandt;
Und Du erkennst vielleicht nach manchem Jahr,
Daß der, den Du verstießest, edel war!“

So beruhigten sich die Stürme seiner Brust allmälig in sanfteren Liedestönen und ließen das Gefühl der Bitterkeit und des Hasses, das zuerst in ihm auftauchte, leise verfluthen.

Da besann er sich auf den zweiten Brief, und eröffnete ihn langsam. Hatte das erste Schreiben ihn schmerzhaft erregt, so mußten ihn die Zeilen, welche er jetzt durchlas, vollends zermalmen. Mit dürrem Wort schrieb ihm seine Schwester die Nachricht von Minna's Tode, welche an gebrochenem Herzen gestorben sei.

Besinnungslos stürzte Gottfried in's Freie, und wandelte umher unter den Trümmerhaufen eines entlegenen Stadttheils. Sein Blut hatte sich in stumpfes, kaltes Blei verwandelt, er war keines Gedankens mehr fähig.

So rückte der Abend heran, und, wie es hier selten zu geschehen pflegt, ballten sich schwarze Wolkenmassen am Himmel. Unheimlich schrillte das Käuzchen durch die Nacht, und Todesgedanken zogen herauf im Herzen des Jünglings. Hinter jedem Stein, jeder Säule ließ ihn seine Phantasie eine vermummte Banditengestalt sehen, die seinem Leben auflauere. Der Tod war ihm willkommen, ohnmächtig ließ er sich auf

die glatten Basaltsteine herabsinken, und Dunkel umhüllte sein Auge.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Als er aufwachte, fand er sich auf einer einfachen Bank in einem niedrigen Hause. Ein schönes Mädchen in der Tracht einer Sennerin — es war Carneval — schaute theilnehmend in sein blasses Antlitz. Diese Umgebung that ihm wohl, er heftete seinen Blick auf das Auge der Jungfrau, — ach, es war blau! Er wollte reden, — ach, ein deutscher Gruß klang ihm entgegen! Da besann er sich auf Alles, lautweinend preßte er die Hand des Mädchens, und floh von dannen zu seiner einsamen Wohnung.

Es duldete ihn nicht länger in Italien. Einmal hier genesen, und dann in derselben Stadt gänzlich in seinen Lebenshoffnungen vernichtet, trieb es ihn fort in die Heimath. Er begab sich in den Garten des Kapitols. Die Mandelbäume hatten schon ausgeblüht, und am Pfirsich drängten bereits die grünen Blätter die rothen Blüthenflocken hinweg. Die frischen Winde von Ostia rissen immer mehr Blüthen herunter, während die Goldorangen unverändert daneben glühten, und die Citronenknospen sich am Gipfel des Baumes blicken ließen. Die Narzissen waren schon welk, aber die Veilchen sandten ihren betäubenden Duft in die Lüfte.

Es ist ein unendlicher Schmerz, solche kurze Blüthenpracht zu beschauen. Jenes starke Lenzgefühl, jenes gewaltige Naturleben des innersten Menschen nach dem

träumeriſch gedankenreichen Gefühlsſchlafe des Winters, Frühlingsluſt und -ſchmerz kennt nur der Norden, wo ſich Frühling und Winter ſcheiden, wo nicht in letzteren die blühende Monatsroſe einen duftloſen Lenz, die Orange einen fruchtſpendenden Herbſt hineinlügt.

Solcher ungewiſſen Zeit ging denn auch Kinkel jetzt wieder entgegen, und ſollte dieſe Blüthen auch daheim noch einmal durchleben. Indem er aus dem Frühling floh, reiſte er ihm entgegen. „Freilich werde ich im Norden die Ruinen vermiſſen, auf denen hier ein junges Leben erblüht," ſprach er bei ſich ſelbſt; „ſollten mir aber auch dort ein paar Lenzblumen des Liedes entſproſſen, ſo wird es ihnen ja in meinem Herzen an Trümmern nicht fehlen, auf denen ſie wurzeln können!"

Zu Anfang März ging er von Rom nach Neapel, und ſchiffte ſich hier nach der Heimath ein. Auf der Höhe von Civita Vecchia ſchrieb er noch den „Abſchied von Italien",*) und langte am erſten April wieder in ſeiner Vaterſtadt an, freilich ärmer um einen herrlichen Liebestraum, aber reich durch die Wunder des Südlands, die erſt ſpäter ſein Leben erhellen und herrliche Frucht treiben ſollten, als ſein Glück für ewig gegründet war.

*) Gedichte. S. 97.

Fünftes Buch.

Kabale und Liebe.

Bonn.

Frühling 1838 bis Sommer 1843.

1.

„Das war ein kalter Winter, —
So sprach der Rosenstrauch, —
Ich bin in mir erstorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Schon blühen rings die Bäume
In frischer Lebenskraft: —
In meinen Stamm, ach, ziehet
Kein junger Frühlingssaft.

Muß warten lange Tage,
Bis aus der Wurzel schießt
Ein neuer Wald von Blüthen,
Den noch der Grund verschließt.

Ach, bis zu neuen Rosen
Der junge Schoß gereift:
Wie leicht, daß Windestosen
Sein Blatt schon abgestreift!

Und doch — ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind: —
So komm an's Licht zum Leben,
Mein Schoß, mein zartes Kind! ———

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zu Lieb' und Leben
Die junge Kraft verlor.

Muß warten, schmerzlich warten,
Bis aus des Herzens Gruft
Ein frisches Frühlingsweben
Zum Licht die Keime ruft.

Schon ungeduldig hebet
Tief unten sich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch, ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Rosen bringt: —
So lang' wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglöcklein klingt!"

Den schönsten Theil von Kinkel's Leben, sein ganzes Jugendglück hatte — so meinte er — die italienische Reise beschlossen. Im Norden war der Winter grimmig kalt gewesen, und auch der Frühling zeigte sich spät und rauh. In den Kreisen der Gesellschaft drehte sich die Unterhaltung um den Streit wegen der erzbischöflichen Angelegenheit zu Köln, und die katholische Geistlichkeit nahm, um den vertriebenen

Biſchof geſchaart, dem Throne gegenüber eine ziemlich gefahrdrohende Stellung ein.

Gottfried war unter Schneegeſtöber wieder in die alte Wohnung eingekehrt, und fand, daß ſeine Geldangelegenheiten während ſeiner halbjährigen Abweſenheit möglichſt ſchlecht waren ausgerichtet worden. Trotz der Freude, welche ihm das Wiederſehen ſeiner Heimath *) und die Liebe und Achtung, mit der ihn ſeine Freunde bewillkommneten, bereitete, faßte ihn dennoch bald genug das Elend und der ganze Jammer des nordiſchen Lebens. Auch bewegte die ſchmerzliche Trennung von ſeiner Braut und der faſt gleichzeitig erfolgte Tod Minna's noch zu ſtark ſeine Bruſt, als daß ſich die Stürme derſelben ſchon hätten beſchwichtigen können. Ein bitteres Gefühl tauchte in ihm auf, als er zum erſten Mal wieder dieſelben Gefilde betrat, welche, einſt Zeugen ſeiner ſtillen Freude, jetzt als Zeugen ſeines wilden Grames ewig heiter ſich vor ihm hindehnten. Und dann gedachte er jener Nacht an der Leiche ſeines Freundes, an den Bund des Lebens und der Liebe auf dem friſchen Grabe, an ein großes gebrochenes, ach, um ihn gebrochenes Mädchenherz und an ſein eignes, das ſo ſtill und traurig ſchlug. Zweifel ſtiegen in ihm empor an der Treue und Liebe, um ſchnödes Gold hatte ihn ein geliebtes Weib verſtoßen, das durch die zarteſten Bande mit ihm verbunden war, und nun ſtand er ja einſamer, als je, auf der weiten Gotteswelt. Als er ſich eini-

*) Im Vaterlande. Gedichte. S. 71.

germaßen in ſeine neue Lage hineingelebt hatte, ſchrieb er bei der Nachricht von Eliſens Hochzeit folgendes Andenken an dieſe dunkle Winterzeit in ſein Tagebuch:

„Wenn ich einſt alt bin, denk' ich mit Luſt daran
Vielleicht, wie ich auch jung mir ein Lieb gewann.
Der Frühhauch oftmals traf mich in ihrem Arm,
Die Lippen kühlend, nächtlich vom Küſſen warm;
Ich ging in die Ferne, da kam ihr ein Andrer für,
An Dem fand Mehr ſie, als ſie gehabt an mir: —
Denn er hatte ein Reitpferd.

Ich war ein armer Doktor der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich beſeſſen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Ausſicht doch
Ein armes Aemtlein lang' zu erharren noch: —
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldnen Medizin, —
Und er hatte ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geiſt umſchlang ſie jauchzend in buntem Spiel,
Viel' glühnde Lieder waren ihr Liebeslohn:
Doch Wagenrollen däucht' ihr ein ſchönrer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beſchwer
Auch noch zum Wagen — merkſt Du? Und freilich, Er —
Ja, er hatte ein Reitpferd.

Mein Lieb war ähnlich einem Demantenſtein,
Hellauf zu leuchten braucht' er der Schleifung allein,
Sie wäre geworden Perle der Fraun zumal,
Der Welt Entzücken, wurde ſie mein Gemahl: —
Bei Jenem wird ſie braves und ehlich's Weib,
Hübſch fleißig ſchwanger pflegt ſie den ſchönen Leib, —
Und Er hat doch ein Reitpferd.“

Aus dieſer bittern Stimmung in Bezug auf ſein Verhältniß zu Eliſe H..... riß ihn ein Brief derſelben, worin ſie ihn um ſeine Verzeihung bat, und ein reines, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden hergeſtellt wünſchte. Kinkel antwortete ihr in der edelſten Weiſe. „Ich hätte Nichts hinzuzufügen,“ ſchloß er, „wenn mich nicht Dein letzter Brief aufforderte, Dir meine Vergebung auch jetzt noch einmal mit meinem vollen Mannesworte zuzuſichern, obwohl Du meinſt, mich mehr gekränkt zu haben, als ich Dir je vergeſſen könne. Zwar — warum ſoll ich Das läugnen, wie bittern Gruß Deine letzten Briefe mir in der wiedererreichten Heimath gebracht haben? Doch Du nimmſt ſie zurück und ich bin noch nicht ſo erſtarrt, daß ich nicht fühlen ſollte, es wehe wirklich in dem allerletzten Briefe ein ganz andrer Geiſt, als in den vorhergehenden. Möge, was Du hier mit Worten wenigſtens bekennſt, auch in Deinem Herzen Dir zur Ueberzeugung werden! — — Ich ſelbſt aber — Du bitteſt mich darum, ſonſt würde ich ſchweigen — ich ſelbſt bin ruhig und klar, leiblich wohler, als je. Ja freilich, mein früheres Feuer iſt erloſchen, aber ein unauslöſchliches Feuer flammt nun in meiner Bruſt, deſſen zündender Funke keines ſterblichen Weibes Liebe, kein vergänglicher Jugendmuth, keine leidenſchaftliche Thatkraft iſt, ſondern einem viel höher gelegenen Gluthheerde entſprüht. Was ein Mann an ſeiner Jugendliebe verliert, das rechnet kein Rechenmeiſter aus; was aber

ein Mann gewinnen kann in der allerhöchſten Trübſal, das iſt auch eine unendliche Zahl."

Ohne Haß und Groll lernte Kinkel von nun an ſeiner verlorenen Braut gedenken, und hoffte bei angeſtrengter Arbeit ſeinen Schmerz mit der Zeit zu überwinden.

In dieſem Gefühl entſtand jenes Gedicht, das wir zu Anfang dieſes Abſchnittes mitgetheilt haben, und das ſeine damalige Gemüthslage am Beſten ausdrückt. Als er jetzt das Reſultat ſeines bisherigen Lebens zog, erwachte lebhaft die Erinnerung an Eliſe Zeller, der einſt ſein Herz im ſchönen Jugendlenz ſo freudig entgegenſchlug; aber Paul hatte ihm ja bereits vor drei Jahren ihre Verlobung mitgetheilt, und ſo winkte ihm auch hier nur die Palme der Entſagung und ein kühlendes Cypreſſenreis der Erinnerung, das ſein Gedächtniß friſch und grün zu erhalten ſuchte.

An Freunden waren ihm wenige zurückgeblieben. Am Liebſten verkehrte er mit den Privatdocenten Sommer und Krafft und der Familie ſeines Freundes Wilhelm Bögehold, die zu Mülheim am Rhein wohnte. Hugo Dünweg hatte ihn bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſucht, und ihn aufgefordert, den „Prexaspes" oder das in Berlin begonnene Epos „des Kreuzes Triumph" zu vollenden. Träten einmal in Gottfrieds Leben ſtatt des bisherigen Unglücks freundigere, mindeſtens ſorgloſere Zeiten ein, ſo hoffte er bei ſeinem jetzigen Leben und Studium glücklich werden zu können. In täglicher Erhebung ſeiner Seele zu

Gott, ſtrenger Haltung und Pflege des Leibes, endlich in geregelter Mäßigung des Arbeitens glaubte er die Quelle der rechten ſommerlich warmen Klarheit des Gemüthes gefunden zu haben, und war zugleich feſt entſchloſſen, jede ſich ihm darbietende Pfarrſtelle anzunehmen, um in ſtiller Zurückgezogenheit den verlorenen Frieden ſeines Herzens wiederzugewinnen. Sein Tagebuch gedachte er emſig fortzuführen; denn ohne ängſtlich zu journaliſiren, wollte er doch ſeinem Mannesalter den Genuß nicht rauben, klar die Pfade zu erkennen, auf denen der Jüngling, ach ſo mühſam! emporgeklommen war. Ruhig wollte er ſich fortentwickeln, emſig ſuchend Baſis, Breite, Erudition zu erlangen und etwanige Lücken leiſe auszufüllen, um nach höchſtens zwei Jahren mit Ehren auf ein Katheder für hiſtoriſche Theologie treten zu können. Gleichzeitig wollte er ein begonnenes Werk über die „Geſchichte des Heidenthums in politiſcher, religiöſer und ſittlicher Hinſicht während der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung“ fortſetzen, um durch dieſe Arbeit ſeinen literariſchen Ruf zu begründen und nicht minder ſeinen Finanzverhältniſſen mächtig unter die Arme zu greifen. —

Außer Simrock hielten ſich damals mehre jüngere Dichter in Bonn auf, unter dieſen Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller. Bei ſolchen Räthen konnte auch Kinkels Poeſie nicht leicht rathlos bleiben. Matzerath freilich verſank ſchon damals ganz in Nachahmung fremder Dichtungen und ließ ein bedeutendes

Talent ſchmerzlich zu Grunde gehen; Freiligrath dagegen bewährte ſich und ſchien nicht wieder ſinken zu wollen, und Müller hatte durch ſeine „jungen Lieder“ die gegründetſten Erwartungen wachgerufen, — freilich ohne dieſelben ſpäter befriedigt zu haben. Kinkel ſpann mit allen dieſen Poeten einen dem „Rheiniſchen Odeon“ verderblichen Plan; man wollte nämlich Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Muſenalmanaches zuſammenketten, in dem die ganze rheiniſche Poeſie ihre Vertretung finden ſollte. In dieſer friedlichen Umgebung gewann auch Gottfried einen Abglanz der inneren Ruhe wieder. So ſpiegelt ſich die Schönheit des Himmels nicht ſo gern im brauſenden Strome, als in dem weiten, friedlich blauen See, die in ſich geſchloſſen, unbewegt und doch nicht todt, unergründlich tief, bunt im Farbenſpiel erglänzt, und doch —

„Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.“

2.

„Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendſonnenſchein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebensluſt und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerſchaar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut' der beſte war.

Und Was mich ſo mit Luſt durchdrungen,
So wild gemacht, Was mocht' es ſein? —
Manch' Liedchen hatte mir geſungen
Des Pfarrers ſchelmiſch Töchterlein,
Sie mochte gern vom Weine nippen,
Und wenn Gelegenheit ſich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich wohl auch ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt ich mich entriſſen
Der liebevollen Gegenwart. —
Von lautem Becher ſcheiden müſſen
Und rothem Mund iſt immer hart: —
Da ſtandſt Du drunten in dem Thale,
Mich zu empfangen kamſt Du her;
Da war für mich mit Einem Male
All' die vergangne Luſt nicht mehr.

Es spielte auf des Haares Bräune
Der Abendsonne klares Gold,
Es glommen in dem rothen Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold;
Stillselig ernst und freundlich milde,
Vollkommne Jungfrau standst Du da,
Wie sonst auf einem frommen Bilde
Ich Heil'ge wohl bewundernd sah.

Es ebnete Dein stiller Friede
Den Lebenssturm in meiner Brust,
Ich ward so weich und lebensmüde
Und doch im Innern voll von Lust.
Wie einst ich in der Mutter Arme
Geruht, ein stilles frommes Kind,
So schlief mein Geist, von Lust und Harme
Befreit, in Dir so fromm und lind."

Wie uns dies Gedicht lehrt, legte eine neue Liebe ihre sanften Schwingen um Gottfrieds sturmbewegtes Herz. Bögehold hatte in diesen Tagen seine Verlobung mit Fräulein Kinkel erklärt, und Johanna, die sich jetzt noch zudringlicher, als je, in die Herzensangelegenheiten ihres Bruders einmischte, wünschte aus mancherlei Gründen und Familienrücksichten, die der Welt lieber verschwiegen bleiben, daß Gottfried nun wechselsweis wieder die Schwester ihres Bräutigams, Fräulein Sophie Bögehold, heimführen möge. Mit geschickter Hand dachte sie dies Verhältniß zu knüpfen, ohne daß ihr Bruder oder die Jungfrau ahnten, wie bewußt ein fremdes Weib alle Fäden dieses Verhältnisses unbemerkt zu lenken und zu knüpfen verstand.

Aeußere Umstände begünstigten diesen Plan in der wunderbarsten Weise. Kinkel, dessen schmerzzerrissene Seele vergeblich nach einer Beruhigung ihrer Leidenschaften rang, mußte sich nothwendig zu einem sanften und frommen liebeverlangenden Mädchen hingezogen fühlen, das, wie Fräulein Sophie, den herzlichsten Antheil an ihm selbst und den Verhältnissen seines Hauses nahm, und Johanna wußte es stets so zu leiten, daß die Beiden im Gespräch ihre Gefühle gegen einander austauschten. Häufige Ausflüge in die Ahr, das Siebengebirge und nach Oberkassel wurden verabredet und ausgeführt, und selten verging ein solcher Tag, ohne daß Gottfried und Sophie sich, wie zufällig, allein sahen und sich wesentlich näher traten. Letztere war ein liebes, schuldloses Mädchen, das zwar auf hohe Geistesbildung keinen Anspruch machen konnte, aber ganz dazu geschaffen erschien, um das wilde, fiebrisch aufgeregte Wesen ihres neuen Freundes in sanfter Harmonie zum Einklang zurückzuführen. Gottfried sagt von ihr:

„Ruhig führt Dich Der zum Ziele,
Der die Menschenloose lenkt,
Deine Bahn in leichtem Spiele
Gehst Du harmlos, ungekränkt;
Immer klar und unbezwungen
Von dem Schmerz und Todeskrampf,
Hast Du Mehr am End' errungen
Ohne Streit, als wir im Kampf."

Diese Schilderung giebt uns das klarste Bild von dem Wesen Sophiens; ihr stilles, frommes Herz

war nicht gewohnt, auch wohl nicht fähig, den größten Schmerz der Erde zu faſſen und durchzukämpfen, mächtige Zweifel hatten niemals ihre Bruſt durchtobt, ſie war ein heller, klarer Spiegel einer in ſich ſelbſt beſeligten Ruhe, und ſchmerzhaft war ihr nur das entzweite, gramzerwühlte Weſen ihres Freundes, das ſie in weicher Milde auflöſ'te, ohne es eigentlich gekannt und durchdacht zu haben. Auf die zarteſte Weiſe warb Kinkel um ihre Hand, die ihm freudig von den beglückten Eltern zugeſagt ward, ſobald er ſich erſt eine ſichere Stellung erworben hätte, und ſeine Braut als Profeſſor oder Beſitzer einer ſtillen Pfarrerwohnung heimführen könnte:

„Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nur nach einer weißen Hand.
Die zarten, lieben bleichen Wangen,
Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondſchein des Augs aus dunklen Schlangen
Der Locken — alles Das iſt Tand: —
Das alles reizt nicht mein Verlangen,
Allein die kleine, weiße Hand.

Die Hand iſt wärmſter Liebe Zeichen,
So marmorweiß und marmorkühl;
Nichts iſt der Wonne zu vergleichen,
Wenn mit dem wärmſten Gluthgefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
Zu röthen ſie mit Kuſſes Brand: —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
Nach dir, du kühle, weiße Hand.

Mein Herz iſt wild — o daß ſie's hegte
In ihrer Hand mit Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß ſie legte
Die Hand darauf, ſie würde kalt!
Ich bin von Wirren rings umfangen,
Allwärts von Schmerzen wundgebrannt: —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nach dem Druck der weißen Hand.

O fürchte Nichts, nicht mag ich rauben,
Was ich nicht ewig halten will;
Gieb kühn die Hand, Du darfſt mir glauben:
Tief iſt mein Lieben, feſt und ſtill.
Gieb ohne Sorgen ſie und Bangen
Als treuer Himmelsliebe Pfand: —
Das Eine nur iſt mein Verlangen,
O gieb ſie mir — die weiße Hand!"

Sophie ſollte für's Erſte zu ihren Eltern nach Mülheim zurückkehren, nachdem ſie eine Zeitlang bei Kinkel's Schweſter zum Beſuch verweilt hatte. Gottfried aber erhielt gerade am Tage, als die Einwilligung der Eltern zu dem Bündniß mit Sophien eintraf, einen Brief von ſeinem Jugendfreunde Paul, worin Dieſer ihm mittheilte, daß die Hand ſeiner Schweſter freigeworden, indem ſie das Band, welches ſie einem Fremden verknüpfte, gelöſt habe. Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zugleich einige Zeilen von Eliſens Hand empfing, welche ihn nicht zweifeln ließen, daß jenes Mädchen noch mit der alten Liebe an ihm feſthing, ja daß dieſe Liebe vielleicht die heimliche

Triebfeder zu dem Bruche mit ihrem Verlobten gewesen war. Und gerade jetzt hatte Kinkel sich auf ewig gebunden!

Schmerzlich berührt, aber doch glücklich im Gedanken an seine neue Liebe und Gott dankend, daß er ihn der Wahl überhoben, ging er im Sonnenbrande auf den Kreuzberg, ohne doch vollen Trost und Erhebung zu finden. Ein nothwendiger Gang trieb ihn Nachmittags nach Oberkassel zu seinem Freunde Sartorius und versöhnend klang der Spruch in sein Herz: „Das Finden und Erjagen ist für das Himmelreich.“ Ueberhaupt spielte das religiöse Element eine große Rolle in dieser neuen Liebe; während die Gluth der Schmerzen sein wildes und leidenschaftliches Wesen geläutert und zu einer segensvollen Kraft umgeschaffen hatte, lohte im Herzen seiner Braut nur die reine Flamme des Gebetes, die all sein Leid in frommen Schlaf zu singen wußte. Als er nun Abends mit einer Gesellschaft fröhlicher Studenten nach Bonn zurückfuhr und muntre Liedesweisen in die stille Nacht hinausklangen: da goß die laue Sommerluft und der hinter den Bergen auflachende Vollmond auch in sein Herz den stillen Frieden der Natur, und fröhlich dichtete er am andern Morgen beim Erwachen das Lied:

Von der süßen Liebe.

„Der junge Morgen leuchtet in's Gemach,
Die starke Sonne führet ihrer Strahlen
Hellspielend Heer zum Kampfe mit den Nebeln,
Und schon entscheidet sich des Streites Wage;

Die Sonne ringt verbündet mit dem Hauche,
Der kühl von Osten durch die Thäler streicht,
Den herrlich blauſten Tag den Wolken ab.

Mir iſt ſo froh, ſo wohl und ätherklar,
Vollpulſend grüßt das Herz Genuß und Arbeit
Des jungen Tages, wie's die Stunde bringt.
Doch eh' in Ebb' und Fluth bewegten Lebens
Und raſchern Denkens meine Kraft ich ſtürze,
Fliegt leicht mein Geiſt empor in blaue Luft,
Und heftet hoch ſich auf des Berges Zinne,
Von wo ſich aufthut weit und ſchön der Blick
Nach Deiner Heimath, meine ſüße Liebe!

Wie ganz ein Andrer bin ich doch geworden —
Mein wilder Geiſt, ich kenne Dich nicht mehr!
Maaßlos vorzeit in aller Dinge Kreis
Brach ungeſtüm Dein Muth; mit Zorne faſt
Eroberteſt Du, weit und weiter dringend, —
Ein Alexander in dem Perſerreich
Der Wiſſenſchaft — unendliches Gebiet;
Doch ſelber glücklos, denn es ſpornte Dich
Zum heißen Kampf ein quälend Schmerzgefühl
Im tiefſten Buſen — Sehnſucht war's nach Liebe!
Prometheus gleich des Wiſſens Reich beherrſchend,
Lagſt Du gefeſſelt ſelber an Dich ſelbſt,
An Deines eignen Weſens Kaukaſus,
Noch nicht in Liebe frei!

Man ſagt, daß Löwen in den gelben Wüſten,
Die des Aequators Sonnengluth verbrennt,
Tiefwühlend rothe Goldesklumpen ſcharren
Zum Tageslicht; — das iſt das ſchönſte Gold,
Gediegen, maſſig wächſt es aus der Erde;

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK OXFORD

Zwar jenen nutzlos, — dennoch kämpfen sie
Mit wildem Grimme um das edle Spielzeug.
Dem gleich ich mich! Ich rang im dunklen Schacht
Mit Blut und Schweiß, auch in Gefahren oft,
Von gift'gen Schwaden Irrthums krank umhaucht,
Oft der Verzweiflung Abgrund vor mir schauend,
Um's reine Gold der Wissenschaft, und fand es —
Doch nutzlos mir; denn recht es zu gebrauchen,
In Münz' es prägend, aller Welt zu Nutz,
In künstliche Gefäße es zu bilden,
Daran des Schau'nden Seele sich erfreue,
Verstand ich nicht: — nun hat es mich gelehrt
Die süße, süße Liebe!

Von einem Bergmann geht die alte Kunde,
Der brach zu einer Höhle sich die Bahn,
Die ihm des Felsens dumpfer Ton verrieth.
Er trat hinein, da faßt ein scharfer Zugwind
Sein Grubenlicht, die trübe Flamm' erlosch.
Doch nun erst leuchteten im Innern prächtig
Von eignem Glanz die edelsten Gesteine,
Und oben von der Decke strömte Licht
Gluthroth und flammend in den Raum herab;
Da hing, von eignem Feuer seligtrunken,
Hoch der Karfunkel, und er lockte selbst
Den Bergmann, ihn zu brechen vom Gestein.
So leuchtet' er sich wieder aus der Gruft
Zum frischen Sonnentag. —

Das ist die Liebe,
Die mir, dem tief in Schätzewuth Versunknen,
Mit unerhörtem Licht in's Auge brach,
Und rothen Scheins die Finsterniß durchfluthend

In warmen Zauberſchimmer Alles ſtellt,
Und mich zurückführt zu des Tages Helle.
Denn wie der Edelſtein, des Lichtes Sohn,
Auf's Menſchenaug', das lichtbedürftige,
Geheime Macht übt, und es an ſich reißt,
So machte ſie mich von mir ſelber los,
Mit ſüßem Brand durchlohte ſie mein Weſen,
In ihren Gluthen ſchmolz mein ſprödes Erz,
Und meines Haſſes Schlacke ward getilgt.
Rings auf die Welt iſt Roſenſchein gehaucht,
Die Erde liegt, wie an dem erſten Morgen,
Da ſie als Ball des Schöpfers Hand geſchleudert,
In Unſchuldsmorgenroth — ich muß ſie lieben!
So mild und freundlich nun, wie nie zuvor,
Schlägt mir des Herzens jugendſtarker Puls,
Jetzt bin ich Sieger erſt in jedem Kampfe,
Denn mit derſelben Macht ſchlag' ich den Feind,
Die mich bezwang, — nicht mehr mit Eifers Gluth,
Nein, mit der ſüßen Liebe!

Was ich beſitze von gediegnem Gold,
An Weisheit, Lehre, Wiſſen vielgeſtaltig: —
Jetzt *dient* es mir, da es *mir* nicht mehr dient,
Da ich die todten, kalten Maſſen trenne,
Und in die Welt zum Segen laſſe rollen.
O ſchnöd gehäufte Schätze des Erkennens,
Was ſollt ihr mir, wenn ihr nicht Andern dient? —
Jedwedem, Was ihm frommt, dem Einen Rath,
Dem Andern Lehre, ernſtliche Ermahnung,
Zerſchlagnen Herzen Troſt und bangen Stärke,
Der jungen Pflanze regelrechte Zucht
Mit vollen Händen hinzuſtreun — Das lehrt
Allein die ſüße Liebe!

Zwar jenen nutzlos, — dennoch kämpfen sie
Mit wildem Grimme um das eitle Spielzeug.
Dem gleich ich mich! Ich rang im dunklen Schacht
Mit Blut und Schweiß, auch in Gefahren oft,
Von gift'gen Schwaden Irrthums krank umhaucht,
Oft der Verzweiflung Abgrund vor mir schauend,
Um's reine Gold der Wissenschaft, und fand es —
Doch nutzlos mir; denn recht es zu gebrauchen,
In Münz' es prägend, aller Welt zu Nutz,
In künstliche Gefäße es zu bilden,
Daran des Schau'nden Seele sich erfreue,
Verstand ich nicht: — nun hat es mich gelehrt
Die süße, süße Liebe!

Von einem Bergmann geht die alte Kunde,
Der brach zu einer Höhle sich die Bahn,
Die ihm des Felsens dumpfer Ton verrieth.
Er trat hinein, da faßt ein scharfer Zugwind
Sein Grubenlicht, die trübe Flamm' erlosch.
Doch nun erst leuchteten im Innern prächtig
Von eignem Glanz die edelsten Gesteine,
Und oben von der Decke strömte Licht
Gluthroth und flammend in den Raum herab;
Da hing, von eignem Feuer selbgetrunken,
Hoch der Karfunkel, und er lockte selbst
Den Bergmann, ihn zu brechen vom Gestein.
So leuchtet' er sich wieder aus der Gruft
Zum frischen Sonnentag. —

Das ist die Liebe,
Die mir, dem tief in Schätzewuth Versunknen,
Mit unerhörtem Licht in's Auge brach,
Und rothen Scheins die Finsterniß durchfluthend

In warmen Zauberſchimmer Alles ſtellt,
Und mich zurückführt zu des Tages Helle.
Denn wie der Edelſtein, des Lichtes Sohn,
Auf's Menſchenaug', das lichtbedürftige,
Geheime Macht übt, und es an ſich reißt,
So machte ſie mich von mir ſelber los,
Mit ſüßem Brand durchlohte ſie mein Weſen,
In ihren Gluthen ſchmolz mein ſprödes Erz,
Und meines Haſſes Schlacke ward getilgt.
Rings auf die Welt iſt Roſenſchein gehaucht,
Die Erde liegt, wie an dem erſten Morgen,
Da ſie als Ball des Schöpfers Hand geſchleudert,
In Unſchuldsmorgenroth — ich muß ſie lieben!
So mild und freundlich nun, wie nie zuvor,
Schlägt mir des Herzens jugendſtarker Puls,
Jetzt bin ich Sieger erſt in jedem Kampfe,
Denn mit derſelben Macht ſchlag' ich den Feind,
Die mich bezwang, — nicht mehr mit Eifers Gluth,
Nein, mit der ſüßen Liebe!

Was ich beſitze von gediegnem Gold,
An Weisheit, Lehre, Wiſſen vielgeſtaltig: —
Jetzt *dient* es mir, da es *mir* nicht mehr dient,
Da ich die todten, kalten Maſſen trenne,
Und in die Welt zum Segen laſſe rollen.
O ſchnöd gehäufte Schätze des Erkennens,
Was ſollt ihr mir, wenn ihr nicht Andern dient? —
Jedwedem, Was ihm frommt, dem Einen Rath,
Dem Andern Lehre, ernſtliche Ermahnung,
Zerſchlagnen Herzen Troſt und bangen Stärke,
Der jungen Pflanze regelrechte Zucht
Mit vollen Händen hinzuſtreun — Das lehrt
Allein die ſüße Liebe!

In jener Periode bildete sich zu Bonn ein Verein von Privatdocenten, der sich nach einer Pflanze Chamöcia nannte, und namentlich durch Dr. Vogel begründet war. Außer diesem, Lersch, Sommer und Budde schloß sich auch Kinkel dieser neuen Verbindung kräftig an, aus welcher das energische Zusammenhalten der jüngeren Universitätslehrer gegen die Uebergriffe der älteren Professoren erwuchs. Sie kamen wöchentlich einmal auf ihren respectiven Stuben zusammen, und brachten bei Wein und geselligem Gespräch fröhlich den Abend zu. Jeder hatte zugleich die Pflicht, aus seiner Wissenschaft das Anziehendste und Neueste vorzutragen. Kinkeln nahm Sommer die Theologie vorweg, und so erklärte der Erstere, seine Wissenschaft sei das Weintrinken, er wolle ihnen ein Abriß der „Oinologie" vortragen. In Einem Tage und Einer Nacht schrieb er darauf ein Gedicht unter diesem Titel, das eine lange, mit allerlei kurzweiligen Witzen gespickte theoretische Einleitung besaß; dann folgte als Haupttheil die Geschichte des Weines. Jene, nachdem sie einen heitern Abend gemacht hatte, strich er fort, und schliff die andere Hälfte etwas zurecht. Dies ist das Gedicht, welches sich jetzt unter dem Titel „die Weine"*) in seiner Sammlung befindet. — Unter den übrigen Gedichten jenes Zeitabschnittes erwähnen wir noch „Dorothea"**) und Sonntagsstille. ***)

*) Gedichte. S. 151.
**) Gedichte. S. 16.
***) Gedichte. S. 138.

Im Frühling des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, das auf Kinkel's Leben einen entscheidenden Einfluß ausübte. Johanna Mockel, die seit mehren Jahren geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieux in Köln, kehrte, nach einer über dreijährigen Abwesenheit von Hause, zu ihren Eltern nach Bonn zurück. In Berlin hatte sie sich zu ihrer Ausbildung in den höchsten Kreisen der Residenz bewegt, und war namentlich in den Zirkeln der ewigjungen Bettina von Arnim angeweht worden von jenem Hauche hellenischer Lebensluft, den dieser Verkehr über Alle ausströmte, welche an demselben theilnahmen. Die Züge Johanna's fesselten nicht durch Schönheit, aber aus dem geistreichen, tiefeindringenden blauen Auge, dessen Blick schwer zu ertragen war, strahlte ein hoher und mächtiger Geist; die edle Stirn umschloß ein Meer der gewaltigsten Gedanken und das glühende Herz barg einen Schatz von bezaubernden Gefühlen, den noch Niemand zu heben vermocht hatte. Ihre Gestalt war vielleicht eher unbedeutend als erhaben zu nennen; allein wenn der Strom der Begeisterung sie ergriff und sie die ganze Fülle ihres großartigen Wesens frei ergießen durfte, dann leuchtete ihr rasches Auge im hellsten Brande und ihre Gestalt wuchs vor den Augen des Zuhörenden scheinbar zu einer schwindelnden Höhe empor, als müßte man die Umrisse ihrer Form im nächsten Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Dann aber lächelte sie wieder sanft, und man fühlte, daß dies hohe Weib ganz der schönen

In jener Periode bildete sich zu Bonn ein Verein von Privatdocenten, der sich nach einer Pflanze Chamöcia nannte, und namentlich durch Dr. Vogel begründet war. Außer diesem, Lersch, Sommer und Budde schloß sich auch Kinkel dieser neuen Verbindung kräftig an, aus welcher das energische Zusammenhalten der jüngeren Universitätslehrer gegen die Uebergriffe der älteren Professoren erwuchs. Sie kamen wöchentlich einmal auf ihren respectiven Stuben zusammen, und brachten bei Wein und geselligem Gespräch fröhlich den Abend zu. Jeder hatte zugleich die Pflicht, aus seiner Wissenschaft das Anziehendste und Neueste vorzutragen. Kinkeln nahm Sommer die Theologie vorweg, und so erklärte der Erstere, seine Wissenschaft sei das Weintrinken, er wolle ihnen ein Abriß der „Oinologie" vortragen. In Einem Tage und Einer Nacht schrieb er darauf ein Gedicht unter diesem Titel, das eine lange, mit allerlei kurzweiligen Witzen gespickte theoretische Einleitung besaß; dann folgte als Hauptheil die Geschichte des Weines. Jene, nachdem sie einen heitern Abend gemacht hatte, strich er fort, und schliff die andere Hälfte etwas zurecht. Dies ist das Gedicht, welches sich jetzt unter dem Titel „die Weine"*) in seiner Sammlung befindet. — Unter den übrigen Gedichten jenes Zeitabschnittes erwähnen wir noch „Dorothea"**) und Sonntagsstille. ***)

*) Gedichte. S. 151.
**) Gedichte. S. 16.
***) Gedichte. S. 138.

Im Frühling des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, das auf Kinkel's Leben einen entscheidenden Einfluß ausübte. Johanna Mockel, die seit mehren Jahren geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieux in Köln, kehrte, nach einer über dreijährigen Abwesenheit von Hause, zu ihren Eltern nach Bonn zurück. In Berlin hatte sie sich zu ihrer Ausbildung in den höchsten Kreisen der Residenz bewegt, und war namentlich in den Zirkeln der ewigjungen Bettina von Arnim angeweht worden von jenem Hauche hellenischer Lebensluft, den dieser Verkehr über Alle ausströmte, welche an demselben theilnahmen. Die Züge Johanna's fesselten nicht durch Schönheit, aber aus dem geistreichen, tiefeindringenden blauen Auge, dessen Blick schwer zu ertragen war, strahlte ein hoher und mächtiger Geist; die edle Stirn umschloß ein Meer der gewaltigsten Gedanken und das glühende Herz barg einen Schatz von bezaubernden Gefühlen, den noch Niemand zu heben vermocht hatte. Ihre Gestalt war vielleicht eher unbedeutend als erhaben zu nennen; allein wenn der Strom der Begeisterung sie ergriff und sie die ganze Fülle ihres großartigen Wesens frei ergießen durfte, dann leuchtete ihr rasches Auge im hellsten Brande und ihre Gestalt wuchs vor den Augen des Zuhörenden scheinbar zu einer schwindelnden Höhe empor, als müßte man die Umrisse ihrer Form im nächsten Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Dann aber lächelte sie wieder sanft, und man fühlte, daß dies hohe Weib ganz der schönen

Erde angehöre, daß Einem die Offenbarung der reinsten Natur aus ihrem wunderbaren Zauberweſen ſo altbekannt und doch wieder ſo täglich neu und hinreißend entgegenträte. Ihre heitern Geſichtszüge waren ſcharf ausgeprägt, ohne doch jemals wie auf den Bildern der Byzantiniſchen Heiligen ſtarr oder unbeweglich feſt eingeſchnitten zu erſcheinen, aber die Unerſchrockenheit und männliche Feſtigkeit des Charakters leuchtete hell aus dieſen gedrungenen Formen hervor, die, wie ein Bild aus antikem Marmor, ſich dem Auge leicht und gefällig, dem Gedächtniß mühelos einprägten. Nichts Todtes lag in ihrem Weſen, ſie war ganz Seele, wenn ſie ſich dem Geſpräche hingab, oder wenn ſie der Muſik, der ſie leidenſchaftlich ergeben war, nachhing und ein klangvolles Lied ihrer Bruſt entſtrömen ließ, während ſie ſich ſelbſt auf ihrem Flügel begleitete. In Berlin hatte ſie ihr Talent noch vielſeitiger ausgebildet und, angelockt von ihrem Rufe und den Empfehlungen Mendelsſohns und der ausgezeichnetſten Meiſter, ſtrömte ihr eine Schaar begeiſterter Schülerinnen aus Deutſchland und namentlich aus England zu, um ihren Unterricht zu genießen, deſſen Methode nah und fern die lebhafteſte Anerkennung fand.

Und doch war Johanna nicht glücklich. Das nun rechtskräftig gelöſte Mißverhältniß ihrer Ehe hatte einen bleibenden Stachel zurückgelaſſen, und die Einſamkeit, in welcher ſie ihre Jugend durchſchwärmt hatte, das unbefriedigte Sehnen nach einer großen und herr-

lichen Liebe verbreitete oft eine düstre Melancholie um ihre sonst heitere und hellenische Lebensanschauung. In der starren Geistesfessel eines orthodoxen Katholicismus erzogen, gehörte sie zwar noch äußerlich dieser Kirche an, ohne doch jene veralteten Satzungen, jene fabelhaften Mysterien noch inbrünstig glauben oder gar in ihnen Trost finden zu können für die kalte und sternlose Nacht ihres Lebens. All ihr Sinnen strebte einem höheren Evangelium zu: dem Evangelium der Liebe, ohne daß sie sich Rechenschaft zu geben wußte von den dunklen Gewalten, welche in der geheimnißvollen Werkstatt ihres Herzens ein neues Dasein erschaffen wollten.

Das innere Bedürfniß, den Schmerz ihrer Einsamkeit zu objectiviren, gepaart mit einer tiefharmonischen Bildung, erweckte in ihr den Versuch, durch das Lied ihrer Sehnsucht eine festere Gestalt zu geben, und so ward Johanna zur Dichterin — wie es vielleicht den Meisten gehen mag: durch die Noth, durch das Elend ihres sich innerlich abjagenden Lebens. Kunstlos, aber wahr sprach sie ihr Leid in naturwahren Tönen aus, die sie dann wohl auf dem Pianoforte accompagnirte und in die Stille der Nacht hinaussang. Folgende Strophen bezeichnen die trostlose Stimmung, welcher sie damals oft unterlag:

„Gespielen, die Ihr mich zu trösten kommt:
Was Euren Schmerz geheilt, mir wenig frommt!
Und bin ich krank, so lasset mich allein, —
Nicht Lust, nicht Weh hab' ich mit Euch gemein.

Einſt, geſchmückt mit Bändern und Kranz,
Zogen wir aus zum Reigentanz.
Ihr lächeltet — lautaufjauchzte mein Sinn!
Ihr wandeltet — ich flog ſtürmiſch dahin!

Wie Ihr waret in Jubel und Freud'
Langſam und kalt:
So hatt' über Euch Herzeleid
Keine Gewalt.

Mich Raſchfühlende hat nun getroffen
Das Weh ſo kalt wie Eis,
Wie Gluthen bald ſo heiß: —
Da mögt Heilung Ihr nimmermehr hoffen.

Dies war die Frau, welche von nun an mächtig in Kinkel's Entwicklung eingreifen, ihn über ſein innerſtes Weſen klarmachen und den Keim des Liedes, welcher in ſeiner Bruſt ruhte, zur herrlichſten Blüthe des Geſanges entfalten ſollte. Er ſah ſie zum erſten Mal wieder in einer großen Geſellſchaft des ſogenannten Bonner „Salons," wo er unter den gewöhnlichen Tanzdamen, den Nöggerath's, Salomon's u. ſ. w. nimmer geglaubt hätte, den neuen Stern ſeines Lebens zu finden. Johanna Mockel ſang eben ein muntres Lied, als Gottfried eintrat. Eine dunkle Röthe überflog ſeine Wangen, als er ſie ſo am Flügel ſitzen ſah, und er ſprach halblaut die Worte: „Ja das iſt ſie, das ſind noch dieſelben Augen!" Als Kind hatte er ſie bisweilen geſehen, und zum letzten Mal in Oberkaſſel,

als er noch ein Knabe war. Da ſtand ſie mit ſeiner Schweſter auf dem kleinen Pavillon, und ſchaute in das ſchimmernde Abendgold der untergehenden Sonne, die fern über der Kuppe des Kreuzberges verſchwand. Damals wagte er nicht ſie anzureden, er verbarg ſich hinter einem Baume, und ſah ſie dann unter den Weiden des flachen Rheinufers verſchwinden. Dies Bild tauchte jetzt wieder farbenhell in ſeiner jungen Seele empor, und mit hingebender Luſt ſog er den ſüßen Ton ihres Liedes in ſein Herz. Lauter Beifall beſchloß ihr Spiel, ſie aber trat wehmüthig lächelnd in den Hintergrund des Saales und ſtützte ihren Arm auf die Lehne eines Stuhles, Gottfried einen freundlichen Gruß der Bewillkommnung zuſendend, von deſſen Talenten ſie manches Rühmende gehört hatte.

Johanna's Stimme war ſtarktönend, aber rauh und ſcharf, und berüchtigt bei denen, die nur die Muſik im Ohr und nicht in der Seele empfinden. Auch hier hatte die Natur ihr Alles verſagt. Sie rang mit dieſer widerſtrebenden Stimme ihre Gefühle auszudrücken, und hatte — ſonderbar genug — geiſtvolle Menſchen oft bis zu Thränen gerührt. Sie ſang, künſtleriſch betrachtet, ausgezeichnet ſchön; ſie konnte vom Höchſttragiſchen bis zum Weichſten und wieder zum Komiſchen Alles im Geſang ausdrücken, und man vergaß bei dieſem vollendeten Vortrag, daß das Mittel, die Stimme, eigentlich ſchlecht war.

Der Zufall führte es, daß der junge Privatdocent bei Tiſche den Platz an Johanna's Seite erhielt. Er

hatte vorhin nicht in das rauſchende Lob eingeſtimmt, das ihr die Geſellſchaft in reichlichem und erſtickendem Maaße geſpendet; aber jetzt, wo er unbelauſcht neben ihr ſaß, dankte er ihr herzlich für ihren meiſterhaften Geſang, ihr vollendetes Spiel, das in ſeiner Seele tauſend Erinnerungen der Kindheit wachgerufen hatte. Es müſſe ein herrliches Gefühl ſein, meinte er, ſo von Allen bewundert auf der Schwinge des Genius durch die fröhliche Welt zu ſchweben.

„Das glauben Sie," verſetzte Johanna bewegt. „Ich höre, Sie haben ein ſchönes Talent zur Poeſie, vielleicht wird man Ihnen dann auch Weihrauch ſtreuen, und der wird Ihnen wie ein kalter Herbſtnebel auf die Bruſt fallen. Dann möchte ich ſie wiederſehen — gerade in einer ſolchen Stunde, in der Sie mich in meiner Heimath begrüßen, in einer Stunde, wo Alles von der Gluth Ihrer Dichtung bezaubert ward, — und dann will ich Sie fragen, ob Sie glücklich ſind, wenn Sie nicht . . . . . ."

„Wenn ich nicht . . . . . ?" fragte Gottfried die Stockende.

„Ich will lieber mit Einem Blick des Verſtändniſſes angeſehen, als tauſend Mal bewundert werden," fuhr Johanna leicht erröthend fort. „Alle dieſe Menſchen möchten für Liebhaber und Beſchützer der Kunſt gelten, aber ich glaube nicht, daß ein Einziger das Tonbild verſteht, das ihnen mein Spiel oder mein Geſang vor die Seele führen will."

Gottfried empfand die Wahrheit ihrer Worte, und schwieg. Ihr unruhiger Geist ging bald zu andern Dingen über und sprühte wie ein brillantes Feuerwerk in tausend Scherzen und unschuldigen Neckereien. Sie hatte ihn kürzlich predigen gehört über das Heimweh des Christen und gedacht, wie sehr der schöne Jüngling der Welt müsse entsagt haben, der auch in ihr eine leise Sehnsucht nach dem harmlosen Kindesschlummer erregt hatte, mit dem sie einst der verlorene Klang des Glaubens umfing.

Gottfried war bezaubert von der Naivität und Natürlichkeit, welche sich in all' ihren Aeußerungen und Bewegungen kundgab. Zugleich fühlte er aus manchem Wort, das flüchtig und ohne tieferen Bezug hingeworfen schien, daß Frau Mockel nicht glücklich sei, und er hoffte bei seiner warmen Begeisterung für den Glauben der Erlösung durch Jesum Christum, auch diese trauernde Menschenseele dem lichten Gottesreiche wiederzugewinnen und sie mit ihrem Heilande zu versöhnen. Seine volle Jugendkraft und all sein Leben gehörte ja dem Herrn, und er bat diesen, als er spät aus der Gesellschaft heimgekehrt war, um seinen Vatersegen zu dem Werke, das er im Dienste des Allmächtigen beginnen wollte.

4.

Von Jetzt an bereitete sich in Kinkel eine großartige Umwandlung vor. Sein Leben ward reich an den manchfaltigsten Erregungen; die Woge der Gesellschaft begann ihn zu tragen, und es ging ihm wie dem jungen Schwimmer: erst ward es ihm schwer das neue Element zu bezwingen, dann aber machte er die schnellsten Fortschritte. Bisweilen ward es ihm wunderbar zu Muth, wenn er an die rasche Fahrt auf der ebnen Spiegelfläche gedachte; allein unruhig fühlte er sich nicht, weil Alles auf ein großes Schicksal hindeutete*), dessen er gewärtig sein mußte. Und wenn die See zu hoch ging, dann ließ er Abends die Sturzwellen seines geistigen Lebens in den stillen Betrachtungen seines Tagebuches ebben, und konnte fröhlich der Zukunft entgegenblicken.

---

*) „Es kam das Schicksal: aber als Liebe kam's,
Und dann als Welthaß: aber im wilden Streit
Entsprang aus Gährung mild Gestaltung,
Mächtig entquoll mir der Strom der Dichtung.
(Tagebuch vom 18. März 1841.)

Den Plan, eine zurückgezogene Pfarrstelle anzunehmen, gab Kinkel auf, indem er zuerst das ihm angetragene Pastorat zu Flamersheim und bald darauf ein zweites ausschlug. Das erstere erhielt Krafft, und die durch seinen Abgang erledigte Religionslehrerstelle in den unteren und bald nachher auch in den oberen Schulklassen am Bonner Gymnasium ward Kinkel zu Theil. Gleichzeitig verwaltete er seit mehren Jahren die Religionsstunden im Institut der Madame Thormann, in deren Hause er bereits 1834 als Student Unterricht ertheilt hatte. Zu dieser Familie stand er in der innigsten Beziehung, und traf jetzt zuweilen auch dort mit der Frau Mockel zusammen, die wegen ihres musikalischen Talentes und ihrer geistreichen Unterhaltung in jeden gesellschaftlichen Verkehr hineingezogen ward. Sowohl im Thormann'schen, wie im Ritschl-Naumann'schen Kreise las man unter Gottfried's Mitwirkung häufig Schauspiele mit vertheilten Rollen, und Letzterer trug nicht selten eigne oder fremde Gedichte mit der edelsten Deklamation und dem belohnendsten Beifalle vor.

Freilich äußerte sich unter den älteren Professoren schon damals namentlich Sack ungünstig über die Betheiligung des jungen Theologen an den Lockungen der Gesellschaft; aber Kinkel strebte sie mit Gott an Pflichttreue noch zu überbieten und ließ sich jenen grundlosen Tadel zur Warnung gereichen, wenn einst auch *seine* Zeit käme, junge Leute zu protegiren. Vielleicht mochte es nicht weltklug erscheinen, daß der ehrliche

Privatdocent manche irrige und falſche Anſicht ſeiner berühmten Collegen wiſſenſchaftlich angriff und zu widerlegen ſuchte; allein die Theilnahme, welche die Studenten zahlreich ſeinen Vorleſungen zuwandten, bewies das Geiſtvolle und Wahre ſeines Vortrages, und ſchon 1836, als Krafft und Bögehold ihm, durch eine Aeußerung älterer Profeſſoren veranlaßt, die Offenheit ſeiner Kritik vorwarfen, hatte er ihnen in einem Sonett ſeine Rechtfertigung entgegengehalten:

Nur die Wahrheit!

„Ihr tadelt mich, Ihr Meiſter, unbeſcheiden,
Weil ich Euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei Euch ſage,
Weil meine Rede ſtählern iſt, nicht ſeiden.

Ihr tadelt mich, und ich? — ich muß es leiden,
Ich kann mein Wort nicht wägen auf der Wage;
Drum ob Euch auch mein ehrlich Weſen plage:
Ich will und kann die Weiſe nicht vermeiden!

Das aber wünſch' ich, — und Ihr müßt es loben —
Daß mir auch einſt, wie Euch von mir geſchehen,
Die Jüngern Wahrheit ſagen ohne Schonung.

Da mag ſich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt Ihr meine Demuth doch erſehen, —
Nennt's Strafe Ihr: — ich nenn es kühn Belohnung!“

Im Laufe des Jahres 1840 erhielt Kinkel ebenfalls die Anstellung als Hülfskandidat der evangelischen Gemeinde zu Köln, wohin er jeden Sonntagmorgen hinüberfuhr, um zu predigen. Schon zu dieser Frist erhoben sich mancherlei Verläumdungen gegen ihn. Die Gebildeten waren von der rhetorischen Fülle und dem gediegenen Inhalt seiner Predigten, die stets in der kunstschönsten Form an das Ohr des Hörers gelangten, entzückt; allein die älteren Prediger sahen es ungern, daß Alles zu dem neuen Hülfsprediger hinströmte, während ihre Kirchen leer standen. Da man die religiösen Ansichten Kinkel's nicht zu verdächtigen wagte, weil es wesentlich dieselben waren, zu denen man sich selbst bekannte, griff man mindestens den Umstand an, daß sie das Moralische und Sittliche der christlichen Lehre zu ausschließlich auf das moderne Leben praktisch anwendeten, und das rein Dogmatische mehr aus dem Spiel ließen. Auch tadelten Kinkels Amtsbrüder, daß sich Dieser zu wenig bemühe, die Person Christi im göttlichen und überirdischen Lichte zu zeichnen, sondern statt dessen mehr die Worte und Handlungsweise desselben erläutere und beurtheile. Obgleich Kinkel's Predigten sich gerade durch Popularität auszeichneten*), wagten doch Viele, ihm

*) Wer sich ganz von der Gehaltlosigkeit des entgegengesetzten Vorwurfes überzeugen will, der lese selbst die „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi, nebst Anhang einiger Festpredigten von Lic. Gottfried Kinkel. Köln 1842. Verlag v. F. C. Eisen."

das Gegentheil vorzuwerfen, weil man es nicht gewohnt war, den Maaßſtab des Schönen und Künſtleriſchen auch an eine Predigt zu legen, und nicht begriff, daß gerade das einfach Schöne auch dem ſogenannten gemeinen Manne am Allerzugänglichſten iſt. Daß man von den Predigten Kinkels nicht die Worte: „zu ſchön,“ „zu erhaben“ gebrauchte, ſondern eher die Worte: „hochtrabend,“ „zu gelehrt“ u. dgl. mit einer gewiſſen Verächtlichkeit hinwarf, wird Jeder begreifen, der in der Kunſtſprache des Neides und der Bosheit gehörig bewandert iſt.

Aehnlich machten es die im Bücherſtaub verſchrumpften Profeſſoren. Sie warfen Kinkel Das vor, was freilich an ihnen wohl nie Jemand geſucht hat: ſein freies, offenes und geſelliges oder, wie ſie es umtauften, „burſchikoſes“ Weſen. Weil man nun doch jedem Docenten etwas Fehlerhaftes anzuhängen ſucht, war gerade dieſer Vorwurf für Kinkel der rühmlichſte, der ſich erwünſchen ließ; denn hier ſtempelte man zum Tadel, Was gerade eine der erſten Tugenden des akademiſchen Lehrers ſein ſollte, wie man ja auch täglich hört, daß gewöhnliche Frauen mit einer wahrhaft ſittlichen Empörung die Naſe rümpfen, wenn Eine ihres Geſchlechtes die Frechheit hat, ſie an Geiſt oder Natürlichkeit zu überragen. Hier, wie dort, kann man annehmen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Trauben ſauer ſind, weil ſie eben dem

Fuchſe zu hoch hängen, und auch ſchon damals galt das Wort Hartmann's *):

„Wo iſt, der zu erwärmen vermag
Gefrorne Profeſſoren?
Da iſt der Menſchheit Luſt und Klag'
Verloren, ach! verloren!

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
Wir wollen es weiter tragen,
In beſſern Herzen wird es bald
Tiefinnere Wurzel ſchlagen.

Wer dieſen Profeſſoren beut
Das Größte und das Süßte,
Er iſt und bleibet — morgen wie heut'
Ein Prediger in der Wüſte!"

Was den Verkehr mit Johanna Mockel betrifft, ſo hatte ſich das Verhältniß zu ihr als die innigſte Freundſchaft geſtaltet, ohne daß in Beiden auch nur der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Wie ſehr es Gottfried ernſt war um ſeinen Vorſatz, Jene zum Chriſtenthume zurückzuführen, mag man aus einem Sonettenkranze ſehen, den er nach einer ſchlaflos durchwachten Nacht in früheſter Morgenſtunde mit der ganzen Andacht ſeines frommen Herzens gedichtet:

*) Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Frankfurt a. M. Literar. Anſtalt. 1849. Caput II. S. 83 ff.

Erſte Sonette.

1.

„Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben ſich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerſtörbar feſten Zügen ein.

Eins blieb mir: Du! O weißt Du, dort am Rhein —
Ein Kind faſt warſt Du noch, froh, hell, geſund,
Und blickteſt heiter in das Weltenrund,
Als wären all die ſchönen Wunder Dein.

Ich kam des Weges auch mit ſtillem Schritt:
Da ſtandſt Du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Fluth.

Ich ſah Dich, hellverklärt das Angeſicht,
Von meiner Schweſter Arme treu umruht —
Ich floh, und nahm dies Bild in's Leben mit.

2.

Die Stille ſchwand! Der Zirkus that ſich auf,
Der Herold winkte: hei, die Renner fliegen!
Gilt es zu ſiegen? männlich zu erliegen?
Friſch! Tod und Leben — beide ſtehn zu Kauf!

Und Dich verlor ich in dem raſchen Lauf:
Wer kann in weichem Kindheitstraum ſich wiegen,
So lang' die Kraft er ſpannen muß zu ſiegen,
Der Gegner Schaar ihn noch umringt zuhauf?

Umflogen iſt die Bahn! Stolz blick' ich um,
Langſamern Lauf nun gönnend dem Geſpanne;
Nah' iſt das Ziel, die Gegner all' zurück.

Doch jauchzen kann ich nicht: ich denke ſtumm,
Daß mich der Kampf gereift zum ernſten Manne, —
Ach, hinter mir liegt fern der Jugend Glück!

Erſte Sonette.

1.

„Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben ſich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerſtörbar feſten Zügen ein.

Eins blieb mir: Du! O weißt Du, dort am Rhein —
Ein Kind faſt warſt Du noch, froh, hell, geſund,
Und blickteſt heiter in das Weltenrund,
Als wären all die ſchönen Wunder Dein.

Ich kam des Weges auch mit ſtillem Schritt:
Da ſtandſt Du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Fluth.

Ich ſah Dich, hellverklärt das Angeſicht,
Von meiner Schweſter Arme treu umruht —
Ich floh, und nahm dies Bild in's Leben mit.

2.

Die Stille ſchwand! Der Zirkus that ſich auf,
Der Herold winkte: hei, die Renner fliegen!
Gilt es zu ſiegen? männlich zu erliegen?
Friſch! Tod und Leben — beide ſtehn zu Kauf!

Und Dich verlor ich in dem raſchen Lauf:
Wer kann in weichem Kindheitstraum ſich wiegen,
So lang' die Kraft er ſpannen muß zu ſiegen,
Der Gegner Schaar ihn noch umringt zuhauf?

Umflogen iſt die Bahn! Stolz blick' ich um,
Langſamern Lauf nun gönnend dem Geſpanne;
Nah' iſt das Ziel, die Gegner all' zurück.

Doch jauchzen kann ich nicht: ich denke ſtumm,
Daß mich der Kampf gereift zum ernſten Manne, —
Ach, hinter mir liegt fern der Jugend Glück!

3.

Da trittſt Du mir zum zweiten Mal entgegen,
Das jugendliche Haupt im Wittwenſchleier:
Des Mannes feſte Bruſt darf kühner, freier,
Als einſt des Knaben, Dir ſich zu bewegen.

Noch hältſt Du mich mit Deinem Zauberſegen.
Mein Herz iſt vollbeſaitet Deine Leier;
Du ſtimmſt es, wie Du willſt! Zur ernſten Feier,
Zum leichten Scherz kannſt wechſelnd Du's erregen.

Du ſingſt den Pſalm — da klingen Melodieen
Im Buſen mir von Jugendandachtsgluthen,
In ſtiller Kirche möcht' ich wieder knieen.

Du malſt im Klang die Nacht — wie tief es dunkelt!
Du hebſt den Mond herauf aus ſchwarzen Fluthen,
Und träumend bin vom Sternglanz ich umfunkelt.

4.

Wo führſt Du hin mich, Mächtige? Laß ab!
Längſt ſchläft die Jugendzeit mir todtenkalt:
Was übt Dein Wort ſo zaubernde Gewalt,
Was ſchwingſt Du ob der Gruft den Geiſterſtab?

Den Garten ſeh' ich, der mich eng umgab,
Der Mutter ernſte, mächtige Geſtalt,
Des Vaters Haupt, von weißem Haar umwallt, —
Sie ſteigen lebend aus dem dunklen Grab.

Die Schweſter zeigſt Du mir im Mädchenkleide,
Die nun ein fremder Heerd von mir entfernt,
Genoſſin einſt an Jubel wie an Leide.

Du weckſt mir Jauchzen und Du weckſt mir Thränen —
O Luſt der Thränen, die ich lang' verlernt!
Es ſchmilzt mein Erz in wonnigweiches Sehnen.

5.

Und Wer Dich ſchaut — Du biſt ſo jung geblieben!
So harmlos biſt Du, wie nur Kinder ſind;
Raſch tanzt Dein Geiſt wie flücht'ger Wirbelwind,
Und Deines Witzes glühe Funken ſtieben.

Der neckiſche Scherz ſteht auf der Stirn geſchrieben:
Mir iſt, als wärſt Du noch das leichte Kind,
Umſpielt von Frühlingshauchen weich und lind,
Als läge vor Dir noch ein erſtes Lieben! —

Doch Weh'! — Dein Mund iſt plötzlich ſchmerzverbittert,
Die hohe Stirn deckt ſich mit Finſterniß,
Drauf zuckt's, wie wenn im Weſten es gewittert:

„„Durch all mein Leben klafft ein ſolcher Riß,
Daß nur dem Tod es noch entgegenzittert!““ —
Elend auch Du? — Du nickſt — es iſt gewiß!

6.

„„Die Nacht iſt ſchrecklich, finſter, kalt und bang
Doch lieb' ich ſie: ſie iſt des Todes Schein:
Unendlich einſam bin ich und allein,
Wie draußen, ſchweigt im Innern jeder Klang.

Da ſtreck' ich mich wie Leichen ſtarr und lang —
So träum' ich mich in meinen Todtenſchrein;
Die müden Hände faltend, dämmr' ich ein,
Und über mir hallt dumpf der Prieſter Sang.

Und alſo lieg' ich, bis im wirren Hirn
Des Lebens letzter Funken mild verglimmt,
Und Eiſeskälte mir bedeckt die Stirn.

Dann ſpür' ich Ruhe, — Tod und Grab und Nacht,
Gefühl und Denken, Luſt und Noth verſchwimmt,
Und ob mir waltet der Vernichtung Macht.““

7.

So ſtrömt denn hin um Sie, ihr bangen Klagen,
Ach, um dies ſtarke Herz, das muthlos bricht!
Ein Geiſt — ihn beugten lohe Blitze nicht —
Zerſtört ſich ſelbſt durch zweifelndes Verzagen.

Sie ſucht Genuß, um müde ſich zu jagen,
Sie ſtrahlt ihr Leben aus in buntem Licht,
Sie ſchwärmt im Ton und jauchzet im Gedicht,
Sie ſtürmt, die zarte Harfe zu zerſchlagen.

Sie ſchlürft begierig mit Vernichtungswonne
Als gährend Gift des Lebens heißen Wein,
Sie treibt die Pulſe, daß ſie wild zerſpringen: —

Furchtbarer Wahnſinn: von dem Licht der Sonne,
Das jedes Herz verklärt mit Hoffnungsſchein,
Freiwillig nach dem Tode hinzuringen!

8.

Am Fenſter ſteh' ich in des Morgens Schauern,
Im Oſten flammt Gewölk mit goldnen Prangen;
Der Frühhauch löſcht die heißerglühten Wangen,
Die von dem Kummer dieſer Nacht noch trauern.

Die Seele hebt ſich aus den Kloſtermauern,
In denen ſie der dumpfe Gram gefangen;
Denn der Entſchluß iſt hell ihr aufgegangen:
Sie retten muß ich, ſtatt ſie zu bedauern!

Auch ich war elend und von Gott verlaſſen,
Auch ich begrüßte jauchzend nächtige Töne
In fremdem Land einſt, die mir Tod verhießen *).

Nun dennoch glücklich! Kann ich's auch nicht faſſen, —
Für Sie weiß ich den Weg zur ew'gen Schöne,
Die voll uns tränkt mit ruhigem Genießen!

*) Siehe S. 158.

9.

Ich ging durch ſtille Abenddämmerungen,
Die ſtumme Flur entſchlummerte ſchon mälig;
Die Vögel hatten, da ſie tauſendkehlig
Die Sonn' im Scheiden grüßten, ausgeſungen.

Da hat ein hoher Klang ſich aufgeſchwungen
Von Abendglocken rings im Land vielzählig,
Da fühlt' ich mich im tiefſten Herzen ſelig,
Und Thränen ſind ins Auge mir gedrungen.

O Glockenton! wie Du an Gott zu denken
Uns aufrufſt durch den trüben Erdenabend,
Will ſich der Geiſt ſo ganz in Andacht ſenken.

Ein Ton nur klingt durch's öde Weltgetriebe,
Das ſehnſuchtsmüde Herz noch ſüßer labend: --
O klinge fort, du Ruf der ewigen Liebe!

10.

Es ſteht ein Mann hoch ob den Welten allen,
Das Königsdiadem ums Haupt gewunden;
Nicht wird Er von den Frevlern mehr gebunden,
Nicht mehr zum Staub ſiehſt Du Ihn niederfallen.

Er iſt's, dem preiſend Engelchöre ſchallen:
Doch Mehr, als Himmelsglanz, iſt Ihm voll Wunden
Ein Herz, das in des Elends bangſten Stunden
Ein zitterndes Gebet zu Ihm läßt wallen.

Er iſt gewandelt unter Menſchenkindern,
Er hat geweint, drum kann Er Schmerzen lindern,
Er iſt der Liebe werth — Ihn ſuche Du!

Und dieſe Hand, die in des Laufes Schnelle
Mit leichtem Schwunge lenkt die Weltenbälle: —
Sie wiegte nicht ein armes Herz zur Ruh'?

11.

O von der Erde auf! Nicht trag' ich's länger;
Von wilden Stürmen fühl' ich mich umſchnoben:
Wie gar gewaltig rings die Fluthen toben!
Die Noth umſchnürt mich eng und immer enger.

Der Muth erſtarrt, das Herz wird bang und bänger —
Zu ſtark für Erdenkraft ſind dieſe Proben!
Rings iſt nicht Raum mehr: — drum hinauf nach Oben,
Wohin, o Geiſt, nicht reichen Deine Dränger!

O Himmelsluft, Du kühleſt meine Wunden!
O Gottesgeiſt, Du hebſt auf kühnen Schwingen
Mich hoch und höher — Vaterangen lächeln!

An Gottes Herzen ſoll ich neu geſunden,
Und Vaterarme fühl' ich mich umſchlingen,
Mir Kühlung in das heiße Herz zu fächeln!

12.

Es ſtöhnt das arme Herz nach Frieden, Frieden!
Der Friede kommt — doch langſam iſt ſein Gang.
An Jugendüberfülle ſind wir krank,
Geſundheit iſt dem Alter nur beſchieden.

So lange wild des Lebens Fluthen ſieden,
Iſt dieſem ſtillen Gaſt bei uns zu bang;
Es kommt die Frucht erſt, wenn die Blüthe ſank, —
Nie eint ſich Stille mit der Kraft hienieden.

Du hoffe ſtill! Ich hoffe auch für Dich!
Der Tag kommt wieder, wo ich Dich verſöhnt,
Im weiten Weltraum freudig ſchauend ſehe.

Geb' es ein Gott uns Beiden dann, daß ich,
Wenn vollharmoniſch Deine Seele tönt,
Ein Greis — wie dort ein Knabe — bei Dir ſtehe!"

Kinkels Bemühungen um Johanna waren nicht fruchtlos. Es gelang ihm allmälig, sie mit der ganzen Macht ihrer Phantasie, mit aller Gluth ihres tiefen Gefühls wieder in das traumhafte Netz des Christenthumes einzuspinnen, in dem sie eine Zeitlang selig fortschlief, bis später die Kraft des Gedankens und das Schwert der Wahrhaftigkeit alle die buntverschlungenen Fäden zerriß, und der freie Geist in's freie All hinaustrat, um sich im reinen Hauche der Natur sonnenhell zu spiegeln.

Gottfried stattete um diese Zeit auch seiner Braut in Mülheim einen Besuch ab. Seine Freundschaft zu Johannen hatte ihn — so glaubte er — Sophieen durchaus nicht entfremdet. Er brachte mit ihr eine fröhliche Woche zu, und faßte nicht, als er sich, von ihrem Arm umschlungen, glücklicher wähnte, als je ein Sterblicher gewesen, daß ihn die Ahnung einer neuen Liebe unbewußt anhauchte, und selig am Busen der alten emporhob. Er stand, ein zweiter Polykrates, auf seines Daches Zinnen, und überschätzte sein Glück; doch

„— willst Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn;
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.“

5.

In der letzten Juniwoche des Jahres 1840 ward „der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nicht-Philister“ begründet. Wie so manches Bedeutende, verdankte derselbe einem zufälligen Anlaß im lustigen Gespräch seine Entstehung. Kinkel erzählte von einer „Bierzeitung“ aus seiner Jugendzeit, Johanna berichtete vom „Lindenblatt“, das in Bettina's Hause unter den Linden in munterm Kreise war gestiftet worden. Dann besprachen Beide, wie Schade es sei, daß man so manche Witze nicht fessele, die für ernstere Werke nicht gut genug seien, und Johanna, rasch, wie immer, das Wort zur That machend, nahm einen grünen Bogen Papier zur Hand.

„Wie nennen wir das Blatt?“ fing sie an.

„Der Maikäfer soll's heißen.“

So entstand der Maikäfer.

Das ganze Unternehmen sollte einzig den Zweck haben, einem engeren Freundeskreise wöchentlich einen heitern und genußreichen Abend zu verschaffen, und den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, ihre Productionen

der Kritik eines wohlwollenden, kunstsinnigen Zirkels zu unterwerfen. Zugleich wollte man allerlei harmlose Scherze und Sticheleien einflechten, die sonst gewöhnlich, nachdem man sie einmal belacht hat, der Vergessenheit anheimfallen. Die Tendenz des Blattes sprach Kinkel, der unter dem Titel Wolterwurm die Redaktion antrat, in folgendem Eingangssonett aus:

„Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
Daß diese Blätter sich Maikäfer nennen?
Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen,
Und des Maikäferthumes Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geistlos auf Vieren rennen,
Muckvögel nicht, die sich im Licht verbrennen, —
Nein: Meister des Genießens nenn' ich sie!

In stetem Dusel von dem Rausch der Düfte,
In unartikulirtem heiterm Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.

So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen, —
Geistreichen Freude, den Philistern Pein.

Das war es: Genuß des Augenblickes, was jene Zeitschrift beabsichtigte. Die ursprünglichen Mitarbeiter waren außer Frau Mockel, welche als Directrix oder Königin jenen Abenden, die in dem Hause ihrer Eltern gefeiert wurden, präsidirte, und

Gottfried Kinkel, noch der rühmlichſt bekannte talentvolle Schriftſteller Alexander Kaufmann, welcher unter dem Namen Roſenkäfer zahlreiche Beiträge lieferte und ſich namentlich durch eine vollendete Form der Poeſie auszeichnete; Sebaſtian Longard, deſſen Lieder ſämmtlich den jugendlichen Reiz eines geiſtvollen belebt-belebenden Naturgefühls tragen, aber manchmal zu ſehr an Heine erinnern, und der jetzt als Anwalt zu Köln wohnt; der Gymnaſiaſt Andreas Simons, der in Allem auf eine oft lächerliche Weiſe Kinkel nachahmte und jetzt, nachdem er ein werthvolles Werk über die ſchwarzrheindorfer Kirche geliefert, wofür ihm der König ein Privatgeſchenk von 200 Thlrn. bewilligte, mit Verläugnung ſeiner früheren freiheitlichen Richtung ſich zur Hofpartei hält; endlich Leo Haſſe, deſſen Beiträge ziemlich werthlos ſind, und der ſchon im folgenden Jahre wieder austrat. Auch C. A. Schlönbach, Bruder des Bonner Polizeikommiſſars, ſcherzhaften Andenkens, ſandte als Ehrenmitglied manches politiſche Gedicht ein.

Der erſte Jahrgang des „Maikäfers“ iſt auf dunkelgrünem Papier geſchrieben und jede Nummer mit einem Maikäfer als Titelvignette verziert. Da es ſpäter ſchwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu erſinnen, begann man mit dem zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den eingeſandten Beiträgen zu liefern, die theils ernſthaft, meiſt aber als Carrikaturen behandelt ſind. Jeder der Mitarbeiter durfte das Blatt für die nächſte Woche nur einen Tag

behalten, und mußte während dieser Zeit seinen Beitrag einschreiben, ohne die Arbeiten der Uebrigen zu durchlesen, die insgesammt an dem dazu bestimmten Abend im Versammlungslokale mitgetheilt wurden. Die Zeit, welche dann noch übrig blieb, füllten Spiel und Gesang, launiges Gespräch, wissenschaftliche Unterhaltung und harmlose Neckerei aus. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie ihn nur die sorglose Jugend durchschwärmen kann, mit der Kinkel so gern verkehrte, und an deren Frische er sich ewig jung zu erhalten wußte.

Diese Abende gaben ihm zugleich Veranlassung, Johanna auch sonst im Hause ihrer Eltern zu besuchen. Auf die Entwicklung seiner poetischen Anlagen übte ihr herrlicher Geist den gewaltigsten Einfluß aus. Nachdem Gottfried einen dramatischen Versuch „Briseldis“ aus früherer Zeit zurückgelegt hatte, schrieb er im Laufe des Jahres ein Lustspiel in vier Aufzügen: „die Heilung des Weltschmerzlers“, das sich im „Maikäfer“ befindet, und ein großes historisches Trauerspiel: „die Stedinger“ in drei Abtheilungen und fünf Aufzügen, das in seiner ganzen Anlage und Ausführung das gediegenste Talent offenbart, und mit großem Beifall in einem weiteren Kreise vorgetragen ward. Zugleich fallen in diesen Abschnitt seines Lebens die meisten der in seiner Gedichtsammlung mitgetheilten Productionen *). Außerdem aber nennen wir die

*) Zum Eingang S. XI. Cäsar S. 6. Mythos S. 25. Werth der Stunde S. 49. Sappho's Leier S. 51. Lebensmuth S. 53.

Pläne zu einer Reihe von Tragödien: Telegonus, Kaiser Julianus, Catilina, Otho, die Konditormamsell und mehre andere, welche jedoch nicht ausgeführt wurden. Alles objektive Dichten gestaltete sich ihm jetzt dramatisch, und Vollendung der Form hatte Gottfried im Süden gelernt. Endlich sind um dieselbe Zeit zahllose Lieder an Johanna gedichtet, die wenigstens einen starken Octavband ausfüllen, so daß wir nicht begreifen, wie Ein Mann in der kurzen Frist Eines Jahres eine solche Fülle größtentheils vorzüglicher Poesieen hat erschaffen können. Freilich unterließ auch Johanna nicht, ihren Freund tagtäglich zu neuer Produktion aufzureizen, und mancher Tag reifte mehr Blüthen im milden Sonnenschein fröhlichen Genusses, als Jahre vergangnen Schmerzes zu zeitigen vermocht hatten. Es ist nicht wahr, daß „des Lebens Mai nur einmal blüht"; hier sah ein Mann schon feindliches Grau sein schwarzes Lockenhaar entfärben, und dennoch zog ein neuer Frühling mit tausend Düften und Blütheträumen in sein Herz, um nie wieder zu verwelken. —

Von seiner Orthodoxie kam Gottfried Kinkel im Lauf der Jahre allmälig und langsam zurück, weil er dem Zweifel, der ihn häufig beschlich, muthig die Stirn bot. Unter dem fortwährenden Produciren religiöser

---

Am Huldigungstage. Götterdämmerung. Einem Jüngling S. 57—61. Triumph des Dichters S. 65. An Johanna S. V. Ein geistlich Abendlied S. 106. Karl Immermann's Tod S. 111. Trost der Nacht S. 119. Die geweihete Stelle S. 124. In der Winternacht S. 125. Nach Süden S. 129. Im Pfarrhause S. 131.

Gedanken tritt die eigne Religiösität leicht etwas zurück, zumal da er sich prophetisch der Johanniskirche zuwandte, und eine Versöhnung aller Religionen in der Zukunft voraussah.

„Der Prophet ist stets heterodox, weil die Zukunft die Gegenwart auffressen und zersetzen wird. Ward doch selbst Christus aus diesem Grunde gekreuzigt; und auch Wer unserer Zeit das Horoskop stellt, kann nicht orthodox sein. Gerade Heterodoxie ist die Schöpfungskraft aller religiösen Entwicklung.

„Das Christenthum sowohl, als jede andere geistige Macht, kämpft für die drei Grundideen der Güte, Wahrheit und Schönheit. In der Zeit seines Kampfes mit der Heidenwelt verfolgt dasselbe die erste dieser Ideen, es will die Welt bessern und sittlich emporheben. Dann vermittelt es sich mit der übrigen Wahrheit, die es in allen Zweigen der Wissenschaft vorfindet. Hier war der hartnäckigste Kampf mit der Philosophie, doch auch da siegte es, weil auch die Philosophie die Tendenz trug, christlich zu sein, und das Christenthum selbst nur unter dem Vorwande angriff, es zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen zu wollen. Jetzt hat es das Christenthum mit den Naturwissenschaften zu thun, und wir sehen dieses Kampfes kein Ende. Doch man kann ruhig die Geschichte walten lassen, welche klüger ist, als unsere Voraussicht. Nun aber bleibt noch das Dritte übrig: der Kampf des Christenthums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der christlichen

Kunſt. Die Theologen behaupten meiſt, dies ſei ein gleichgültiger Punkt; der ächte Menſch aber weiß das Chriſtenthum erſt dann heimiſch auf Erden, wenn der Geiſt Materie geworden iſt, und als Gebild ſich verkörpert hat. Die Richtung auf's Schöne bringt erſt der Kirche die Eintracht, ſie wird als großartiges Gefühl des Menſchengeſchlechtes das Kleinliche hinwegthun. Dieſer Kampf erzielt die wahre Emanzipation vom chriſtlichen Judenthum, von der Geſetzlichkeit und Engherzigkeit des Genuſſes, vom Phariſäismus des Formelweſens, vom Sadducäismus der kalten Ueberzeugung. Das Schöne erwärmt, und lehrt die That aus der Empfindung, nicht aus nüchternem Verſtand und abſtractem Wollen hervorgehen. Dagegen wird ein ächtes Heidenthum in die Kirche hineintreten, von dem Immermann geweiſſagt hat, Uns fehlt noch die Virtuoſität des Lebens. Dann aber, wenn die Schönheit zur Herrſchaft gelangt iſt, wird die Außenwelt geheiligt und verklärt ſein, und wir dürfen uns ihr hingeben ohne zu ſündigen. Die Erde wird die Heimath des Menſchengeiſtes, und das tauſendjährige Reich bricht an." *)

Dieſen Standpunkt hatte Kinkel damals erreicht, und ſomit eine Bahn betreten, die ihn naturgemäß auf die Spur der pantheiſtiſchen Weltreligion hinleitete. Auch in Bibel und Chriſtenthum erkannte er viel Un-

*) Aus Kinkel's Tagebuch vom 12. September 1840.

ſchönes, das von der Entwickelung des Menſchengeiſtes als unbrauchbares Hemmniß mußte fortgeſchleudert werden. Namentlich Paulus hat in dieſer Beziehung viel geſündigt; doch auch die übrigen Apoſtel beweiſen einen unpoetiſchen, allem Heidenthum, wie aller höheren Bildung feindlichen Sinn. Selbſt Johannes beſitzt, wenn wir ihn als Verfaſſer der Apokalypſe feſthalten wollen, eine ganz rohe Phantaſie, die nur zum Theil ſich als Grundlage einer neuen Poeſie der Schönheit geltend machen darf. Rein in der Form ſind außer einzelnen altteſtamentlichen Schriftſtellern nur die unmittelbaren Ausſprüche Chriſti, der auch hierin als der Schönſte unter den Menſchenkindern erſcheint.

Dagegen befindet ſich unſer Clerus in einer merkwürdigen Verblendung. Beſuchen die Gebildeten die unäſthetiſchen Predigten unſerer Geiſtlichen nicht, ſo finden Letztere in ihren Uebermuth auf den eingebildeten Beſitz einer abſtracten Wahrheit den Grund in Verachtung der Religion, während doch Jeder gern dahin kommt, wo er einen ſchönen Vortrag hört. Es geht hierin ganz, wie mit allem übrigen Unterricht. Es liegt nämlich ausſchließlich am Lehrer, wenn die Schüler nicht lebhaft ſeinen Unterricht auffaſſen. So halten die Prediger mit verbiſſenem Groll Strafreden gegen den ſchwachen Kirchenbeſuch, während die Schuld doch nur an ihnen liegt. Die vollendete Form feſſelt Jeden, auch den Ungebildeten, ſonſt würde Niemand in dieſer Zeit des Jammers mehr das Theater beſu-

chen. Der vollendete Redemeiſter wird ſtets gehört werden, und wo ſeine Kraft nicht hinreicht um zu bekehren, wird er wenigſtens aufmerkſam machen und den ſtärkeren Geiſtern vorarbeiten. Aber zumeiſt ſcheut man die Mühe, ſich in redneriſcher Beziehung auszubilden. Niemand, wenn er aus dem gewöhnlichen Geſprächstone in eine höhere Sprechart hinaufſteigt, redet von Natur richtig; aber komiſcher Weiſe glaubt man, daß Vortrag ſich von ſelbſt lerne, und keiner Kunſtſchule bedürfe. Eine Geſangſchule hält Keiner für überflüſſig, und doch iſt Reden ungleich ſchwerer, als Singen.

Kinkel hatte dieſe Wahrheit begriffen, und deßhalb alle Sorgfalt auf die Form ſeiner Kanzelreden gewandt. Aber Wer in unſerer Zeit durch die That ſelbſt das Evangelium des Schönen predigt, den verketzern die Sklaven des Häßlichen. Er wird Märtyrer, weil man das Dogma für heiliger hält, als die Schönheit, und muß daher doppelt trachten, im Leben gerecht und heilig zu ſein, damit ſeine Sache nicht verläſtert werde.

Dieſen Grundſatz befolgte denn auch Gottfried, und Johanna ſtand ihm treulich bei, wenn der Neid oder die Bosheit ſeinen Muth brechen wollte. Als er ihr eines Tages all' die Schmähreden mittheilte, welche man gegen ihn in Umlauf brachte, ſchrieb ſie ihm zur Erhebung folgende

Apologie.

„Wie klein die Schaar ſei, die Du beſeelſt, o Freund,
Die Deinem Wort aufhorchet mit gläub'gem Sinn,
Und Dich begreift: — ſo treu Dein Eigen
Sind die Gemüther und ſind die Geiſter!

Uns biſt Prophet weitdämmernder Zeiten Du,
Das Wort der Schönheit predigend, das da kommt;
Doch ſchmäht die Starrſucht des Geſchlechtes,
Das Dich verfehmt, die geweihten Lippen.

Und ſchwingſt den Wortſtrahl Du wie ein blitzend Schwert,
Dann zagt die Einfalt, als ob dem Heiligthum
Ein kecker Eingriff droht Entweihung: —
Ach, ſie verkennen den Gottesboten!

Wohl ſtocket graunvoll, wenn ein Geſpenſt entſteigt
Dem mächt'gen Abgrund tiefer Vergangenheit
Der Menſchen Herzſchlag: — aber mehr noch
Sträubt ſich ihr Innres dem Geiſt der Zukunft!

Du ſchauſt ein fernauftauchendes Morgenroth,
Es blitzt verklärt Dein Aug' in dem Wiederſchein:
Da ſchwebt geſangreich, blumenfarbig
Dir von der Lippe das heil'ge Zeugniß.

Es faßt ein Ahnungsſchauer die Seelen an,
Das Gottesreich ſteht nah der Vollendung ſchon
Dem Seherblick da, rings der Erdkreis
Huldigt dem Guten, dem Ewigwahren.

Doch wähnſt Du nicht: hier ſei ſchon das Ziel der Bahn.
Nein, erſt beginnt der Kampf um das Höchſte nun;
Denn aller Tugend Lichtvollendung
Bleibet zuletzt noch die reine Schönheit.

Und weil der Menſchheit kindliches Stammeln einſt
Der Gott dahinnahm: ſoll drum geſtammelt ſein?
Soll hohe Weisheit Frevel ſcheinen,
Weil ſie umwehet ein Hauch der Anmuth?

Ein Geiſterfrühling, ſenkt ſich mit goldnem Strahl
Herab der Dichtung Zauber vom Himmel ſelbſt;
Was je die Großthat, Was Gedanke
Hohes erſtrebet, es wird Gebet uns.

Des Meiſters Liebling — war es Johannes doch,
Und ſein Geheimniß ſchaun, iſt die Poeſie;
Es zieht allewig ſeiner Sternbahn
Gleiſen den liebeverklärten Geiſt nach.“

So ganz hatte Johanna die Anſichten ihres Freundes in ſich aufgenommen, und dabei wenigſtens vorläufig ihre Beruhigung wiedergefunden. Daß ſich die jungen Leutchen bereits mit aller Gluth ihrer entzündbaren Seelen liebten, davon freilich ahnten ſie nichts; denn das Anziehende und Geiſtvolle ihres Umganges hatte ihnen bisher noch keine Zeit zu alltäglichen Betrachtungen von Hochzeit und Eheſtand gelaſſen:

„Süß iſt die mitternächt'ge Stunde,
Die weit die Herzen offen ſchließt,
Wenn von des Liebchens jungem Munde
Manch traut Geheimniß ſich ergießt.
Sie plaudert kindiſch, bang, beſcheiden
Von Mädchentand, der ſie umgiebt,
Sie beichtet, wie mit ſtillem Leiden
Sie heimlich Dich ſchon lang geliebt. —

Doch reicher iſt des Tages Helle,
Gedämpft zu halbem Dämmerſchein.
Es winkt die wohlbekannte Schwelle,
Zum ſtillen Zimmer tret' ich ein,
Wo bleich und ernſt mir Grüße ſpendet
Ein Mund, der Andre fliehen heißt,
Wo von den Menſchen abgewendet
Sich mir erſchließt ein reicher Geiſt.

O einen Schatz haſt Du gefunden,
Wenn eine Freundin auf Dich baut,
Dir aufdeckt ihrer Seele Wunden,
Und ihren Jubel Dir vertraut;
Wenn ſie vor Deinen wachen Blicken
Das Leben noch einmal durchlebt,
Von großen ſtillen Augenblicken
Für Dich den Schleier freundlich hebt.

6.

Bald jedoch konnte es nicht fehlen, daß Kinkel vergleichende Betrachtungen zwiſchen Johanna und ſeiner Braut anſtellte, die nothwendig zum Nachtheil der Letzteren ausfallen mußten. Anfänglich hatte Jener gehofft, Sophien zu ſich heraufzuziehen, aber alle ſeine Bemühungen in dieſer Hinſicht ſollten zerſcheitern. Hatte Kinkel ihr Bücher zu ihrer Ausbildung geſandt, und glaubte er, daß ſie nun eifrig mit denſelben beſchäftigt geweſen, ſo überraſchte ſie ihn plötzlich mit einer werthvollen Stickerei oder ſonſtigen Handarbeit, auf deren Vollendung ſie all' ihre Zeit verwandt hatte. So lieb dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten und Geſchenke auch ihrem Bräutigam ſein mußten, ſo unangenehm berührte es ihn, daß ſie ihre geiſtige Entwickelung in einer Weiſe hintanſetzte, welche ſie ſeiner unwerth erſcheinen ließ. So geſtand ſie ehrlich, daß ſie Bücher oftmals nur läſe, um zu ſehen, ob „ſie ſich kriegten oder nicht," u. dgl. m. Daß Gottfried dies Alles unwillig empfand, ſehen wir aus folgender Parallele zwiſchen der Geliebten und ſeiner Freundin:

Nun fährſt Du auf des Lebens Strome,
Rings ſchimmert Frühlingsblüthenpracht,
Am Ufer ſtehn die hohen Dome,
Die alten Berge halten Wacht; —
Doch kennſt Du auch die flache Stelle,
Du fliehſt gewarnt das ſcharfe Riff,
Und ſelber auf der Schmeichelwelle
Lenkſt ſicher Du Dein kleines Schiff.“

So war Gottfried nicht blind für die Gefahr, welche ihn im täglichen Verkehr mit einer ſo blendenden und bezaubernden Erſcheinung umſchlich; aber er vergaß nicht ſeiner Braut, die ihn mit ihrer ſtillen, ſanfteren Liebe zu beglücken ſuchte, und der ſein Herz und ſeine Hand trotz aller Lockungen des neuen Umganges treu zu bleiben beſchloß. Johanna war ihm die Helena ſeiner Poeſie, er fand in ihr den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen der helleniſchen Vorzeit, ſie ſtand ihm hoch über der alltäglichen Flachheit und all' dem Kummer der Gegenwart, ſie ward der Genius ſeiner Schöpfungskraft:

„Nicht im ſchwächlichen Laut romantiſchen Reimegeklingels
Hallt Dein Preis mir hinfort, klaſſiſche unter den Frau'n!
Nicht wie ein liebliches Kind mit zärtlich ſchmachtendem Auge,
Das mit des Schweigens Gewalt zaubriſch verwundet das Herz;
Nicht wie die träumende Blume, noch halb umhüllt von der Knospe: —
Nein, im vollſten Duft ſtehſt Du, ein herrliches Weib!
Mag Dich die Maſſe verſchmähn, weil Dir die erſchaffende Mutter
Gab für die Farbe die Form, gab für die Fülle die Kraft; —

Es liegt vom Meeresſchwall umfangen
Die alte Stadt im Wunderglanz,
Und, ruht das Meer, Du ſiehſt ſie prangen
In Trümmern ſchön und herrlich ganz.
Das iſt Dein eigen Innenleben; —
Iſt nur ſein Spiegel hell und gleich:
Tief unten ſchauſt Du ſich erheben
Das ſonſt verborgne Gottesreich.

Du ſiehſt das Kind ſich ſtill entfalten,
Das ausgereift nun Dir ſich zeigt,
Der ernſten Liebe Vollgewalten,
Wie Mannesgluth ſie nie erreicht.
Du ſiehſt die Täuſchung, ſiehſt des Lebens
Verworrnen Gang in bleichem Licht;
Sie zeigt den Lohn Dir hohen Strebens,
Doch auch die Fehler hegt ſie nicht.

Da ſchauſt Du ſolche Lebensſchöne,
Du bebſt ob ſolcher Schmerzenslaſt,
Du hörſt ſo wunderbare Töne,
Wie Du ſie nie vernommen haſt.
Das Stärkſte zeigt ſich Dir, was immer
An Lieb' und Haß die Erde hegt,
Wenn ſich in unverfälſchtem Schimmer
Ein Frauenherz Dir offen legt.

Nun fährſt Du auf des Lebens Strome,
Rings ſchimmert Frühlingsblüthenpracht,
Am Ufer ſtehn die hohen Dome,
Die alten Berge halten Wacht; —
Doch kennſt Du auch die flache Stelle,
Du fliehſt gewarnt das ſcharfe Riff,
Und ſelber auf der Schmeichelwelle
Lenkſt ſicher Du Dein kleines Schiff.“

So war Gottfried nicht blind für die Gefahr, welche ihn im täglichen Verkehr mit einer ſo blendenden und bezaubernden Erſcheinung umſchlich; aber er vergaß nicht ſeiner Braut, die ihn mit ihrer ſtillen, ſanfteren Liebe zu beglücken ſuchte, und der ſein Herz und ſeine Hand trotz aller Lockungen des neuen Umganges treu zu bleiben beſchloß. Johanna war ihm die Helena ſeiner Poeſie, er fand in ihr den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen der helleniſchen Vorzeit, ſie ſtand ihm hoch über der alltäglichen Flachheit und all' dem Kummer der Gegenwart, ſie ward der Genius ſeiner Schöpfungskraft:

„Nicht im ſchwächlichen Laut romantiſchen Reimegeklingels
Hallt Dein Preis mir hinfort, klaſſiſche unter den Fraun!
Nicht wie ein liebliches Kind mit zärtlich ſchmachtendem Auge,
Das mit des Schweigens Gewalt zaubriſch verwundet das Herz;
Nicht wie die träumende Blume, noch halb umhüllt von der Knospe: —
Nein, im vollſten Duft ſtehſt Du, ein herrliches Weib!
Mag Dich die Maſſe verſchmähn, weil Dir die erſchaffende Mutter
Gab für die Farbe die Form, gab für die Fülle die Kraft; —

Aber Wem ſich entzündet der Sinn für Macht des Charakters,
Der auf die leibliche Form prägt den gewaltigen Druck;
Wer, ein Paris nicht, doch ein hochverſtänd'ger Odyſſeus
Oder ein ſtarker Achill, Pallas für Venus erwählt:
Dieſem wendeſt das Herz Du im Buſen, wenn Du zur Seite
Halbgewendet Dich zeigſt, ſendend in's Ferne den Blick.
Dann verbreitet das Haar ſich ſpielend zum wallenden Helmbuſch,
Aus dem ſaphirenen Aug' ſchießen die Pfeile hervor:
Gleich als hielte die Hand ein Schwert, ſo feſt und entſchloſſen,
Trotzend der feindlichen Macht, blickſt Du in's Lebensgewühl.
Alſo ſchaut' ich Dich geſtern: es lachte die mächtige Stirne,
Und aus der Brauen Gewölk hüpften die Scherze heraus.
Wieder erſpäht' ich Dich dann: Du flogſt auf eilenden Füßen
Ueber den Markt dahin, wie von der Senne geſchnellt.
Eng umhüllte die ſchlanke Geſtalt anliegende Seide,
Und durch des Hütchens Netz dunkelte prächtig das Haar.
Flüchtig entſchwebteſt Du hin, — Du hatteſt mild Dich verſpätet
Weil Dich verzögert der Freund — ſchwer ja iſt Scheiden von Dir!
Aber am Eck des Marktes, wo raſch Dein Haupt Du gewendet,
Traf Dich mein glühender Blick, traf mich Dein freundlicher Gruß.
In dies Lied dann band ich das ſonnige Leuchten des Auges,
Mög' es Dir funkeln auf's Neu' hell aus den Verſen hervor!"

Anders Johanna. Gottfried hatte ihren Schmerz geheilt, aber ſie dafür ewig an ſich gefeſſelt. Sie konnten Beide nicht mehr von einander los, aber mit dem Unterſchiede, daß er das unſichtbare Band noch nicht ahnte, während ſie daſſelbe klar durchſchaute. Mit keinem Wort ließ ſie ſich gegen ihn über ihre Liebe aus, aber in ſtiller Nacht, wenn Alles um ſie her friedlich und ſtumm war, oder wenn ſie am einſamen Flügel den Tönen ihr Leid anvertraute, entquollen glühende Schmerzenslieder ihrer verwundeten Bruſt:

1.

„Meine Schweſter führt ein Lämmchen
Durch die Flur an blauem Band,
Seine ſilberweißen Flocken
Streichelt froh die kleine Hand.

Möchte auch ein Spielzeug leiten
Wohl am Bändchen durch den Hain, —
Doch ein Lamm behagt mir nimmer:
So ein Löwe müßt' es ſein!

2.

Froh ſtimmt mein Geſang in den fernhinrollenden Donner,
Der in der Mauern Gebiet herriſch die Menſchen geſcheucht.
Hochauf flattern die Locken, der Mantel, wie ſchwarzes Gewölke,
Liebesblick mit dem Blitz tauſcht das begeiſterte Aug'!
Wie die Hochlandshexe durchſchweif' ich im Regen die Wälder,
Fühle mich heimiſch im Sturm, ſtolz, Elementen verwandt!

3.

O bedenke Du ſelbſt, daß zu Muthe mir iſt, wie der Säule von flüſſigem Silber,
Die bei Flammen und Eis in der gläſernen Haft ein Thermometer gebannt hält.

Dann ſchüttelt mich Froſt noch tiefer als Null, dann ſteigert mich Fieber zum Siedpunkt,
Auch flieht mich der Schlaf, und die Lippe verſchmäht zu genießen der roſigen Lenzfrucht.

Ach umſonſt, daß im Bild
Mich die Ferne begrüßt,
Daß der Freunde Geſang
Mich im Traum anweht: —
Die lebendige Kraft
Iſt geknickt, und es ringt
Die verſchmachtende Seele nach Freiheit!

4.

Es waren ſo viele Schmerzen
Mir ſchon im Leben bereit,
Daß heiter ich nun mag ſcherzen
Und ſpielen mit meinem Leid.

Wie Purpurblumen, gefunden
Auf thaubeweinter Flur,
Sind mir des Herzens Wunden,
Die Thränen wie Perlenſchnur.

Die Perlen und Blumen gebogen
Zum Kranz in die Locken froh,
Komm' ich zu Dir hingeflogen,
Und frage: „Gefall ich Dir ſo?“

5.

Ach, eher nicht find' ich die Raſt,
Bis aufgenommen Du haſt
Die ganze Seele mein
In Deine Seele hinein!

Mein Herz iſt ſo düſter, ſo wild;
Und Deines ſo gut und ſo mild;
Du biſt der Friede, die Ruh': —
Ach, Liebſter, ich wollt', ich wär' Du!

6.

Gelehnet lag ich an den Baum,
Und lauſcht' dem Wellenſang;
Verſunken ganz in holden Traum
Ward mir die Zeit nicht lang.

Die Sonne lenkt' den Strahlenlauf
Zum tiefen Horizont,
Das Abendroth ſtieg mild herauf,
Es folgt der Silbermond.

Der Mond ging endlich auch zur Ruh',
Ringsum mich ward es Nacht;
Mir fielen nicht die Augen zu
Auf einſam ſtiller Wacht.

So möcht' ich ruhen Tag und Nacht,
Und überſchaun mein Glück,
Und ewig, ewig träumen nach
Dem Einen Augenblick.

7.

Die Deinen Lippen entſproſſen,
Die glühenden Melodein,
Sie ſind wie Lava gefloſſen
Mir tief in das Herz hinein.

Und Was ich mag ſinnen und thuen,
Sie tönen mir überall nach,
Und möcht' ich ſchlummern und ruhen,
Sie ſingen mich wieder wach.

Stimm' an eine ſanftere Weiſe,
Und rühre die Harfe dazu,
Und wiege leiſe, leiſe
Mein armes Herz zur Ruh'!"

Bei Alledem aber wußte Johanna, daß ſie dem Freunde dieſen Schmerz nicht geſtehen durfte, ſie ſuchte, wenn ſie in ſeiner beſeligenden Gegenwart war, ihre Stimmung zu beherrſchen, und er hätte vielleicht niemals die Klagen ihrer Einſamkeit erfahren, wenn nicht der Zufall oder eine göttliche Fügung, wie ſie der Liebende ſo gern erſchafft, ihm das Geheimniß ihrer Liebe erſchloſſen hätte.

Zu einer Tageszeit, die ihn ſonſt gewöhnlich mit wiſſenſchaftlichen Lehrarbeiten von ihr fernhielt, begab er ſich einſt zu Johanna, und hörte, als er ſich leiſe ihrem Zimmer näherte, einen klagenden Geſang an ſein Ohr ſchallen. Lauſchend vernahm er das Lied:

„Du nahſt! und wie Morgenröthe
Bebt's über die Wangen mein!
Du gehſt! und wie Thränengewölke
Dunkelt der Augen Schein!
Ich denke an Dich, da ſteigen
Die Flammen hoch und licht
Empor aus Herzenstiefen:
Aber Du ſiehſt es nicht!

Melodiſche Seufzer tönen
Herauf in vollem Chor,
Als Dir geweihete Lieder
Haucht ſie die Lippe hervor.
Im Herzen da wohnt eine Stimme,
Die Deinen Namen ſpricht,
Sie ruft ihn ſo laut ſo flehend: —
Ach, Du vernimmſt es nicht!

Der ſtolze Muth iſt gebrochen
Und Hoffnung und Lebensluſt;
Aus tief unheilbarer Wunde
Blutet das Herz in der Bruſt.
Viel' Schmerzen noch muß es erdulden,
Bis Tod mitleidig es bricht,
Viel' namenloſe Schmerzen: —
Wehe, Du fühlſt es nicht!“

Ein langgetragener wehmüthiger Akkord beſchloß ihren Geſang, und verhallte mälig in den zitternden Lüften. Gottfried aber empfand zum erſten Mal das Gefühl einer neuen, herrlichen Liebe, und entfernte ſich unbemerkt, wie er gekommen war. Zu Hauſe erfaßte ihn im Gedanken an ſeine Braut ein dumpfer Schmerz, in deſſen Verzweiflung er folgende Sonette hinſchrieb:

1.

Brecht auf, ihr Wunden! ſtrömt in vollen Bächen!
Ihr ſaht ſie heut', die euch mir Armen ſchlug; —
Daß leis ihr blutet, iſt ihr nicht genug:
Heiß ſollt ihr den Verband — ſie will's! — durchbrechen!

Was that ich ihr? Und war es mein Verbrechen,
Daß einen Dämon der gewalt'ge Flug
Grad' über zwei verwandte Häupter trug?
Schuldloſe Schuld will ſich ſo grauſam rächen?

O Leben, du warſt ſchön, ich froh und ſtark, —
Noch reifre Frucht war mir am Baum zurück,
Befriedigt harrt' ich ihrer ohne Sehnen.

Ach, meinen Jugendtraum, mein Lebensmark,
Ihr gab ich ſie, — ich gab mein ganzes Glück!
Und ſie? — ſie mordet mich mit ihren Thränen!

2.

Du wirſt vollenden! Ja, ich fühl's mit Bangen,
Wie matt mein Blut ſchon in den Adern ſchleicht,
Wie mir die kaum gebräunte Wange bleicht,
Und träg am Boden meine Blicke hangen.

Haß kannt' ich ſonſt und ungeſtüm Verlangen, —
Doch nun durchfriert's wie Herbſtwind mich, der leicht
Durch ungemähte goldne Aehren ſtreicht: —
Vollende denn, ſo wie du angefangen!

Und ich? — Mit einem Scherz will ich begraben,
Den Du zerrüttet, jeden Lebenskeim,
Für jeden Dolchſtich ſoll ein Lied Dich laben!

Ich hülle Dir in ſüßen Honigſeim
Der Wunden Qual, die mir Dein Weh gegraben,
Und endlich ſterb' ich mit 'nem luſt'gen Reim!

3.

Vielleicht, Du kannſt nicht anders! Lorelei
Biſt Du, die willenlos den brüchigen Kahn
Lockt zu des Riffes mordlich ſcharfem Zahn;
Vielleicht — laß glauben mich, daß ſo es ſei!

Vielleicht doch: Nein! Ein Traum iſt's, daß wir frei,
Dem mächt'gen eignen Willen unterthan,
Uns ſelbſt begrenzen unſre Lebensbahn —
Ja, Lügen ſind's und eitel Täuſcherei!

Der Leu muß tödten. Schneiden muß das Schwert.
Unſchuldig iſt das Gift, das uns zerfrißt.
Die Flamme ſengt — es iſt ihr unverwehrt.

Vielleicht — — — Ich glaube, daß Du ſchuldlos biſt, —
Du tödteſt mich — es iſt nicht Strafe werth, —
Und doch entſetzlich, daß es alſo iſt!"

Als ſein Schmerz milder geworden, beſchloß Gottfried, nach Wiesbaden zu reiſen, und ſich dort um eine neu zu beſetzende Lehrſtelle zu bewerben. Erhielt er dieſe, dann wollte er Sophieen in ſein ſtilles Haus heimführen, und hoffte ſo, von Johanna getrennt, für ihn und ſie Rettung aus dem mächtigen Brande ihrer Liebesgluth zu finden. Bereits nach wenigen Stunden trug ihn der Dampfer auf den Fluthen des Rheines in die dunkle Nacht hinaus, und ein warmer Sommerwind ſpielte mit ſeinen Locken:

„Rauſchend wandelt das Schiff, hoch ſteigt zum Maſt die Laterne,
Leiſe fächelt der Wind auf der beſchwichtigten Fluth.
In Dein Bild verrinnt mir des Tages holdes Erinnern,
Und wie ein blinkender Stern hellt es die träumende Nacht.“

7.

Kinkel hatte seinen Zweck in Wiesbaden nicht erreicht, und war vielleicht nicht ungern nach Bonn zurückgekehrt, so ernst es ihm auch blieb, seiner Braut die Treue zu bewahren. Sein täglicher Verkehr mit Frau Mockel hatte bereits die Klatschzungen aller Vettern und Basen in Beschäftigung gesetzt, ehe das Dichterpaar etwas von den Gerüchten ahnte, die ein böswilliger Neid über dies Verhältniß in Umlauf brachte. Bald aber erhielt Kinkel hie und dort verstohlene Winke, mußte spöttische Andeutungen vernehmen, und endlich von seiner Schwester den offensten Tadel über sein Betragen ausbrechen hören. Dieser, die nun mit dem pietistischen Bögehold verheirathet war, schien Alles daran gelegen, eine etwaige Verbindung zwischen ihrem Bruder und Johanna Mockel um jeden Preis zu verhindern. Sie suchte in Gottfrieds Augen dessen geistreiche Freundin als ein genußsüchti-

ges, ränkevolles und gottloſes Weib darzuſtellen, und die albernſten Erfindungen über ihren Charakter und Lebenswandel zu verbreiten. Jener ſowohl, wie Frau Mockel ſuchten durch die unbefleckteſte Reinheit ihres Lebenswandels allen Angriffen der Bosheit offene Stirn zu bieten, und ein von der erſten leidenſchaftlichen Aufwallung glücklich geläutertes Gefühl ungetrübt feſtzuhalten und gegen verkennende Urtheile durchzuſetzen und auszuſprechen, wie es die Wahrhaftigkeit erforderte.

Es war im Spätherbſt 1840. Die Sonne ſtrebte aus dem Zeichen der Jungfrau in das Bild der Wage zu treten, und ſchien noch warm auf die Rheinberge herab, an deren Abhängen ſich die Trauben bereits dunkler färbten, während die muntre Schaar der Studenten größtentheils die Univerſitätsſtadt verlaſſen hatte, um die Ferienzeit im Kreiſe der Verwandten oder auf luſtigen Streifzügen durch das ſchöne deutſche Vaterland zu verbringen. Ein leichter Kahn trieb auf dem ſtolzen Spiegel des Rheines, und zog langſam über die dunkle Fluth, aus der die weinbekränzten Ufer, vom Abendſcheine beglänzt, wiederſtrahlten.

Das zierlich gebaute Fahrzeug trug unſer Dichterpaar durch die Wogen, das mit Andreas Simons, der ſeit ſeiner Kindheit im elterlichen Hauſe der Frau Mockel erzogen ward, von einem Ausflug in die Umgegend heimkehrte. Gottfried lenkte das Steuer, und Johanna ſang ein ſanfthinſchmelzendes Lied, das in ihrer Seele emporſtieg:

„Wunderbare
Spiegelklare
Fluth des königlichen Rheins!
Weinumkränzte,
Holdbeglänzte
Von dem Roth des Abendscheins:
Rufst so gleißend,
Ruh' verheißend
Mich in Deinen Schooß hinab,
Auf den kühlen
Wogenpfühlen
Zu bereiten mir mein Grab!

Deine Wellen
Lockend schwellen,
Sagen holde Mähr mir an
Von krystallen-
Klaren Hallen,
Tief im Grunde aufgethan;
Singen munter:
„Komm herunter
In das stille Wasserhaus!
Herzensflammen
Allmitsammen
Löschen da auf einmal aus!"

Allmälig war der letzte Abendschein hinter den Bergen verglüht, und die Nacht zog herauf. Ein starker Wind hatte sich erhoben, und mächtig schaukelte der Kahn auf den erregten Wellen. Während Gottfried die Landungsbrücke zu gewinnen suchte, leuchte

das Dampfboot „Marianne“ heran, auf dem einſt eine Jugendliebe ſeinen Blicken entſchwunden war. Gottfried wollte ausweichen, aber auch das Schiff hatte den leichten Kahn bemerkt, und bog unglücklicher Weiſe nach derſelben Seite hin aus. Vergebens, daß Johanna das herannahende Schiff zu warnen ſuchte — ihr lautes Rufen verklang in dem Brauſen des Sturmes, der immer gefahrdrohender heraufſchwoll. Ein mächtiger Stoß, und das kleine Fahrzeug ſank zertrümmert in die Tiefe.

Gottfried aber ergriff im Verſinken den Arm der Freundin, und riß ſie mit ſtarker Kraft aus dem Abgrund empor. Dann hob er ſie ſanft und lächelnd auf den geborſtenen Kahn, als hätte er nur im Spiel ſeinen Muth erproben wollen.

Als er die Gerettete darauf, Herz an Herzen, ſchwimmend an's Land ruderte, durchſtürmte ihn zum erſten Mal das Gefühl, daß nur dies Weib ihn zu beſeligen vermöchte. Jetzt band ihn nicht allein das volle Leben an ſeine Freundin, ſondern mit unlösbarer Feſſel knüpfte ihn an die Geliebte

Der Bund des Todes.

„Hoch preiſ' ich vor den Göttern allen
Als den gewaltigſten den Tod;
Es reift, wo ſeine Blitze fallen
Die Furcht des Lebens voll und roth.
Wär' an die Sterne feſtgebunden
Des Lebens goldenſtes Geſchick: —
Der Tod hat uns hinaufgewunden
In Einem mächt'gen Augenblick.

Wie gingſt Du träumend mir zur Seite,
Du meines Geiſtes heller Stern!
Du gabſt mir freundliches Geleite,
Und doch Du warſt mir ewig fern!
Wohl drang der heiße Mund zum Munde
Zu eines Kuſſes Seelentauſch;
Doch wehrt, mit ſtrengem Tag im Bunde,
Des Willens Ernſt den Liebesrauſch.

Da kommt die Nacht: mit ſchwarzen Flügeln
Umrauſcht ſie unſern ſchwanken Kahn,
Und auf den düſtern Wellenhügeln
Stürmt donnernd die Gefahr heran.
Vergebens Arbeit, Ruf und Zeichen!
Der Sturm umheult die Opfer rund,
Zur Rechten, Linken kein Entweichen,
Und unten jauchzt der grauſe Schlund.

Verloren! Von gewaltgem Stoße
Birſt ſchon der Kahn im Fluthgebraus,
Und in der Wellen grimm Getoſe
Unrettbar ſchleudert er uns aus.
Da ſchwieg das Leben: ſeine Laute,
So lockend hold, verſtummten ganz;
Doch Deine Liebe ſchlug, o Traute,
Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenſchranken
Sie borſten mit dem Kahn entzwei.
Nun durft' ich innig Dich umranken,
Dich an mich preſſen kühn und frei.
Du haſt, o Starke, nicht gejammert,
In ſolcher ſel'gen Todesnoth,
An den Geliebten feſtgeklammert,
Sankſt wie ein Kind Du in den Tod!

Doch mich durchfloß in Deinem Arme
Des vollſten Lebens heiß Gefühl;
Denn Deine Bruſt, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Fluthgewühl.
Nun raſchgewandt, ein ſtarker Schwimmer,
Tauchl' ich aus Wellengiſcht hervor,
Und zum kryſtallnen Sternenſchimmer
Hub Dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warſt gerettet, mir gerettet
Für eine friſche Lebensbahn;
An meine Bruſt lagſt Du gebettet,
Und weinend ſchauteſt Du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich Deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von Deiner Liebe feſſellos.

Da fiel des Lebens höchſte Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt:
Frei gab Dein Mund ſich meinem Munde,
Von Wonneſchauern heiß durchwallt.
Da löſte ſich in Todesſchmerzen
Das allererſte heil'ge Du,
Du hauchteſt es aus vollem Herzen
Mir Ueber-Ueberſel'gem zu!

Nun hat der Tod ein Band geſchmiedet,
Das uns kein Leben mehr zerreißt,
Es ruhet fromm und ſtillbefriedet
Nun Herz an Herz und Geiſt in Geiſt.
Uns ſprang aus der Vernichtung Hülle
Mit ſonn'gem Aug' ein jung Geſchick, —
Zu eines ganzen Lebens Fülle
Dehnt ſich der kurze Augenblick!"

Nachdem Gottfried die Unmöglichkeit erkannt hatte, ſeine Liebe zu Johannen aus dem Herzen zu reißen, beſchloß er wehmüthig, das Band zu löſen, das ihn an ein Mädchen kettete, welches er nicht mehr liebte, und durch die wilde Gluth ſeiner Leidenſchaftlichkeit leicht hätte unglücklich machen können, wenn er ſich für Ewig mit Sophieen würde verbunden haben. Wie

schwer ihm ein solcher Entschluß ward, sagt uns ein Gedicht, das bald nach Ausführung desselben auf einem Ausflug in die Ahr geschrieben ist:

„Hier war es, hier! die schmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt sie kaum,
Wo in des Herbsttags klarer Helle
Wir träumten unsern kurzen Traum,
Zum Gipfel hatt' ich Dich begleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand,
Hier zeigt' ich Dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Flusses Band.

So auf des Berges schroffster Spitze,
Selbst Alles schauend ungeschaut,
Ein Gott auf meinem Königssitze,
Zeigt' ich die Welt Dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu Deinen Füßen,
Das Haupt an Deinem Busen fest,
Empfand des Herzens Schlag, den süßen,
Den steilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verstanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich, gelöst von diesen Banden,
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch — es ist! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier,
Doch pressen traurige Gedanken
Entschwundnen Glücks die Seele mir.

Es iſt geſchehn — wir ſind geſchieden,
Ich ſelbſt zerriß das holde Band,
Dir wiederſchenken wollt' ich Frieden,
Zu mächtig war für Dich mein Brand.
Du wäreſt Semele geworden,
An meinem Gluthenhauch verſprüht,
Dich liebend mußt' ich Dich ermorden, —
Still drum, mein krampferſtarrt Gemüth!

Fort von der Stelle! fort in's Weite!
Fort in ein niebetretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite
Mit Himmelsluſt und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu ſpät die Reue, —
Das Paradies liegt weit zurück!
Eins aber ahn' ich: Deine Treue
War meines Lebens frömmſtes Glück!"

So trat die einſtige Seligkeit dieſes Verhältniſſes im Scheiden noch einmal Gottfried klar vor die Seele, vielleicht glänzender, als ihm daſſelbe jemals erſchienen war. Allein er glaubte, ſein Loos ſei geworfen, und durfte ſich nicht ſcheuen, unverwandten Auges auf die Zahlen zu ſehen, welche daſſelbe wies. Er war ſeinem Willen untreu geworden, indem er dies Band

zerriß, aber er ſtand nur ſo wahr vor ſich, ſeiner Braut und der Welt da. Ob er ſiegen, ob die Liebe, welcher Gottfried nun die Ruhe ſeines und eines armen Mädchenherzens geopfert, ihm Frucht bringen würde, — er wußte es nicht, aber er ergab ſich auf Gnade und Ungnade Dem, der da genannt wird: „die Liebe.“

Ungerechter, als ſeine Braut, die ſich mit Ergebung in ihr Schickſal fand, beurtheilten ihn ſeine falſchen Freunde, zumal da ſeine Schweſter Johanna Bögehold auch jetzt noch das neue Verhältniß auf jede erdenkliche Art zu zerreißen ſtrebte. Am Meiſten fiel dabei in die Wage, daß Frau Mockel äußerlich noch der katholiſchen Kirche angehörte, alſo vor dem Tode ihres vorigen Mannes ſich nicht zum zweiten Mal verheirathen durfte.

Der erſte empfindliche Schlag, welcher Gottfried traf, war die Abdankung als Religionslehrer im Thormann'ſchen Inſtitut. Er empfing dieſe Nachricht bei Tiſche; der Brief war nur ſchlecht verſiegelt, ſo daß man ihn ganz leſen konnte, ohne ihn zu erbrechen, und ward ihm ſo von fremder Hand zugeſtellt. Gleichfalls war in der flüchtig hingeworfenen Schrift Viel ausgeſtrichen, und nicht einmal ein Dank für ſeine langjährige und ſegensvolle Thätigkeit ausgeſprochen.

Doch ein Unglück kommt ſelten allein; bald ſollten andere und verletzendere Schläge nachfolgen. Denn mit der Liebe, die rieſengroß in der Bruſt der beiden Verfolgten emporflammte, wuchs auch der Haß der Welt:

„Wie zwei arme Kinder, die ſpät ſich verirrten im Walde,
Rufend zum Vater ſo bang' ſeh' ich uns Beiden nun an;
Schweſter und Bruder klein ſie trocknen einander die Augen,
Falten die Händchen und flehn: „Zeige den Ausweg, o Gott!“

So klagte Johanna; aber ſie ward nicht muthlos bei der trüben Ausſicht in die Zukunft. Waren doch weder ſie, noch Gottfried ſich einer Schuld bewußt! Sie hatten ſich ja ſo oft reſignirend entſagt, und das Schickſal ſie trotz aller Vernunftvorſätze auf den wunderbarſten Wegen immer wieder zuſammengeführt, bis endlich die Todespein ihren Willen in ſanfter Hingabe an die unbeſiegbare Liebesmacht zerbrach; — wie durfte denn Johanna jetzt nicht ſprechen:

„Bereuen ſollt' ich, Was mir vom Himmel fiel?
Nicht achten ſchuldlos, Was mich ſo rein beſeelt?
O das ſei fern mir! Klar vernommen
Hab' ich im Buſen des Gottes Stimme!

Verfolgten wir denn Einer des Andern Spur?
Umſtrickten wir denn wollend des Andern Herz?
Wir blieben wachſam, treue Kämpfer
Gegen die ſchwellende Macht der Liebe.

„Ich komme im Auftrag des Presbyteriums,“ begann Dieſer. „Es haben ſich beunruhigende Gerüchte über ein Verhältniß gebildet, in dem Sie zu einer hieſigen Dame ſtehn ſollen, und das Presbyterium hält ſich verpflichtet, darüber von Ihnen eine Erklärung zu verlangen. Es hat mich beauftragt, einige Fragen in dieſer Beziehung an Sie zu richten.“

„Ich läugne das Recht des Presbyteriums, ſolche Fragen zu ſtellen.“

„So?“ meinte der Geiſtliche verwundert, indem er dies Wort in langgezogenem Tone ausſprach.

„Ja. Das Presbyterium hat allenfalls drei Stücke bei mir zu überwachen: Reinheit der Lehre, Amtstreue und ſittlichen Wandel. Es kommt ihm in dem letztgenannten Punkte alſo nur dann ein Anfragerecht zu, wenn ich eines unſittlichen Verhältniſſes beſchuldigt werde. Dies iſt aber, ſo weit mir bekannt, nicht der Fall. Vor Allem müſſen wir uns in's Klare ſetzen. Meint das Presbyterium meinen Umgang mit der geſchiedenen Frau Mathieux?“

„Ja, allerdings.“

„Dies Verhältniß hat, ſoviel ich weiß, noch Niemand für ein unſittliches zu halten gewagt.“

„Wenn aber die Gemeinde und auch das Presbyterium an einem ſolchen Verhältniſſe Anſtoß nähmen?“

„Ich habe Das bisher nicht gefunden. Neben einzelnen ungünſtigen Zeugniſſen kommen mir auch manche einer geſegneten Wirkſamkeit zu.“

„Sie werden mir aber glauben, daß dennoch Manche Anstoß nehmen. So hat man z. B. davon gesprochen, daß Sie mit der Frau Mathieux im „Hirzekümpchen“ Kaffee getrunken.“

„Und Was ist denn hier mein Verbrechen? Daß ich Kaffee getrunken, oder daß ich im Wirthshaus zum „Hirzekümpchen“ Kaffee getrunken, oder daß ich mit jener Dame Kaffee getrunken? Ich leugne ganz und gar das Recht eines Anstoßes, wie Sie ihn behaupten. Da Niemand mein Verhältniß zu der geschiedenen Frau Mathieux für unsittlich hält, kann die Frage nur in dem Sinne gemeint sein, ob ich dieselbe zu heirathen gedenke. Da bis jetzt keinesfalls eine Ehe geschlossen ist, hat sich auch Niemand darum zu kümmern.“

Der Geistliche gab eine unbestimmte und ausweichende Antwort. Kinkel fuhr deßhalb fort:

„Indeß wenn ich etwa mit Johanna Mockel verlobt wäre, so würde das der Ehe gleich zu achten sein. Auch das ist bis jetzt nicht geschehen, obgleich ich die Möglichkeit einer Verlobung in der nächsten Zeit nicht läugnen will.“

„Aber die Heirath mit einer Katholikin,“ eiferte der Pastor, „und mit einer Frau, die von ihrem ersten rechtmäßigen Manne geschieden ist, könnte doch bei einem Geistlichen in keinem Falle gebilligt werden. Sie wissen, daß der Ruf eines Geistlichen sehr zart ist.“

„Ich kenne einen sehr wackern Geistlichen, der sonst unserer Synode angehörte, und mit einer Katholikin sich verheirathete, d. h. mit einer solchen, die aus Ueberzeugung zum evangelischen Glauben übergetreten war. Wie kann das Presbyterium wissen, Was hier die Zukunft bringen wird?"

„Es würde aber doch bei uns sehr anstößig erscheinen."

„Das muß gleich sein. Es kommt darauf an, daß Jemand wisse, er handle nach Gottes Wort. Auch wissen Sie, daß nach dem Gesetz der evangelischen Kirche der zweiten Vermählung einer rechtskräftig geschiedenen Frau Nichts im Wege steht. Die Augsburger Confession und der Heidelberger Katechismus gestatten ausdrücklich diesen Fall, und vor wenigen Wochen hat sich die hiesige evangelisch-theologische Fakultät auf Befragen der Regierung ebenfalls für die Erlaubniß der zweiten Ehe entschieden."

„Ja, aber —" wandte der unermüdliche Vertreter des Presbyteriums ein, „die Gemeinde hat ein religiöses Gefühl, das man nicht verletzen darf."

„Auf ein solches Gefühl, wenn es sich auf Irrwegen befindet, hat Niemand zu achten. Es kommt auf den Begriff an, und das Gefühl ist hier das ganz Inhaltslose. Im Mittelalter verabscheute man den Geistlichen, der überhaupt verheirathet war, und unserm Luther nahm es seine eigne Kirche übel, daß er sich verehelichte. Wir finden diese Heirath jetzt ganz in der Ordnung. Christus selbst und Paulus haben

die Gründe angegeben, unter denen das Weib nicht gebunden ist. Dies meine Antwort — melden Sie dieselbe dem Presbyterium! Da Ihre Frage officiell war, bitte ich, dieselbe zu wiederholen, damit ich auch meine Antwort officiell aussprechen kann."

Der Geistliche erfüllte die an ihn gerichtete Forderung, und Kinkel versetzte:

„So leugne ich hiemit jedes Recht des Presbyteriums, sich um diese Sache zu bekümmern, da sie noch ganz in ambiguo ist, und ich bis jetzt öffentlich weder erklärt habe, die genannte Dame ehelichen zu wollen, noch das Gegentheil; um so mehr, da ein Jeder fühlen mußte, daß die Berührung eines solchen Verhältnisses ein delikater Punkt sei. Ich leugne auch das Recht des Presbyteriums und Jedermanns an dieser Sache Anstoß zu nehmen, selbst wenn sie sich so verhielte, wie vermuthet wird."

Kinkel stand auf, der Geistliche ebenfalls.

„Und nun bitte ich, treten Sie bei mir ein, und nehmen eine Tasse Kaffee. Zwischen uns bestehe Wahrheit und Liebe, es wende sich die angeregte Sache, wie sie will! So ruhig ich Ihnen Dies sage, so fest werde ich auf meiner Ueberzeugung stehen. Lächelnd werde ich mir das Kleid meiner äußeren Ehre ausziehen lassen, um ihr getreu zu sein. Wenn Sie gegen mich gehandelt haben — —"

Er verneinte.

„Ich glaube es auch nicht. Wenn Sie es aber thäten, so würde ich darum keine Bitterkeit gegen Sie

„Ich kenne einen sehr wackern Geistlichen, der sonst unserer Synode angehörte, und mit einer Katholikin sich verheirathete, d. h. mit einer solchen, die aus Ueberzeugung zum evangelischen Glauben übergetreten war. Wie kann das Presbyterium wissen, Was hier die Zukunft bringen wird?"

„Es würde aber doch bei uns sehr anstößig erscheinen."

„Das muß gleich sein. Es kommt darauf an, daß Jemand wisse, er handle nach Gottes Wort. Auch wissen Sie, daß nach dem Gesetz der evangelischen Kirche der zweiten Vermählung einer rechtskräftig geschiedenen Frau Nichts im Wege steht. Die Augsburger Confession und der Heidelberger Katechismus gestatten ausdrücklich diesen Fall, und vor wenigen Wochen hat sich die hiesige evangelisch-theologische Fakultät auf Befragen der Regierung ebenfalls für die Erlaubniß der zweiten Ehe entschieden."

„Ja, aber —" wandte der unermüdliche Vertreter des Presbyteriums ein, „die Gemeinde hat ein religiöses Gefühl, das man nicht verletzen darf."

„Auf ein solches Gefühl, wenn es sich auf Irrwegen befindet, hat Niemand zu achten. Es kommt auf den Begriff an, und das Gefühl ist hier das ganz Inhaltslose. Im Mittelalter verabscheute man den Geistlichen, der überhaupt verheirathet war, und unserm Luther nahm es seine eigne Kirche übel, daß er sich verehelichte. Wir finden diese Heirath jetzt ganz in der Ordnung. Christus selbst und Paulus haben

die Gründe angegeben, unter denen das Weib nicht gebunden ist. Dies meine Antwort — melden Sie dieselbe dem Presbyterium! Da Ihre Frage officiell war, bitte ich, dieselbe zu wiederholen, damit ich auch meine Antwort officiell aussprechen kann."

Der Geistliche erfüllte die an ihn gerichtete Forderung, und Kinkel versetzte:

„So leugne ich hiemit jedes Recht des Presbyteriums, sich um diese Sache zu bekümmern, da sie noch ganz in ambiguo ist, und ich bis jetzt öffentlich weder erklärt habe, die genannte Dame ehelichen zu wollen, noch das Gegentheil; um so mehr, da ein Jeder fühlen mußte, daß die Berührung eines solchen Verhältnisses ein delikater Punkt sei. Ich leugne auch das Recht des Presbyteriums und Jedermanns an dieser Sache Anstoß zu nehmen, selbst wenn sie sich so verhielte, wie vermuthet wird."

Kinkel stand auf, der Geistliche ebenfalls.

„Und nun bitte ich, treten Sie bei mir ein, und nehmen eine Tasse Kaffee. Zwischen uns bestehe Wahrheit und Liebe, es wende sich die angeregte Sache, wie sie will! So ruhig ich Ihnen Dies sage, so fest werde ich auf meiner Ueberzeugung stehen. Lächelnd werde ich mir das Kleid meiner äußeren Ehre ausziehen lassen, um ihr getreu zu sein. Wenn Sie gegen mich gehandelt haben — —"

Er verneinte.

„Ich glaube es auch nicht. Wenn Sie es aber thäten, so würde ich darum keine Bitterkeit gegen Sie

hegen. Sie handeln nach Ihrer Ueberzeugung, ich nach der meinigen.“

Beide reichten ſich die Hände, und gingen herüber zu den Freunden. Heiter ſprach Gottfried von gleichgültigen Dingen, und erwartete gefaßt den Erfolg ſeines männlichen Wortes.

Sechs Tage nachher überbrachte ihm der Poſtbote ein Schreiben des Presbyteriums. Der Inhalt war Kinkels Abſetzungsurkunde als Hülfsprediger der evangeliſchen Gemeinde zu Köln.

INST.-OXFORD-TAYLOR

9.

Es war der 29. Juni 1841. An diesem Tage sollte das erste große Stiftungsfest des Maikäfervereines gefeiert werden. Auch von den Mitgliedern dieses heitern Dichterbundes waren mehre Kinkel und der Königin untreu geworden, seit ihn seine Freunde flohen und seine Feinde verfolgten. Leo Hasse war der Erste aus diesem Kreise gewesen, der nicht den Muth besaß, das Anathem, welches der Salon auf Kinkel's Haupt geschleudert hatte, zu zerbrechen, und ihm sang Gottfried das herrliche Lied: „der Welt Trotz!“ *) Bald darauf folgte auch Alexander Kaufmann, dessen Austritt den männlicheren Freund unsäglich verwundete, und dem eins seiner vorzüglichsten Gedichte **) gilt. Kinkels Feinde jubelten laut, als auch dieser Freund den Bedrängten verließ, sobald die sogenannten höheren Zirkel ihn hatten fallen lassen. Statt der Ausgeschiedenen waren zwei neue Mitglieder eingetreten: Karl Fresenius, der bereits im September Bonn wieder verließ und Jakob Burkhardt,

*) Gedichte S. 120.

**) Einem Verlorenen! Gedichte S. 116.

der um dieſelbe Zeit nach Berlin ging, und fortwährend correſpondirendes Mitglied blieb. Dieſem vorzüglichen Arbeiter auf dem Felde der Kunſtgeſchichte, der ſpäter als Profeſſor nach Baſel berufen ward, hat Kinkel ſein Werk über die Ahr gewidmet. Die Gedichte deſſelben ſind meiſt Reiſeeindrücke von nicht gerade erheblichem Werthe. Auch Nikolaus Becker, der gefeierte Dichter des Rheinliedes ward zum Ehrenmitgliede ernannt. Gegen Ende des Jahres trat noch Willibald Beyſchlag ein, der durch die ſcharfe Kritik, welche er unermüdlich über ſeine eignen und die Werke ſeiner Freunde ausſprach, eins der verdienſtvollſten Mitglieder des Bundes ward.

Die fidelen Maikäfer waren auch in anderer, als ſchriftſtelleriſcher Beziehung thätig. So hatten ſie zu Anfang des Jahres Platen's verhängnißvolle Gabel im Koſtüm aufgeführt, und einer ausgeſuchten Geſellſchaft den höchſten Kunſtgenuß an dieſem Meiſterwerke des modernen Ariſtophanes erſchloſſen. Um beſtändig von den neueſten Erſcheinungen auf dem Felde der poetiſchen Literatur Kenntniß zu erhalten, ſchaffte man ſich dieſelben auf gemeinſchaftliche Koſten an, ließ ſie zum Durchleſen eine Zeitlang zirkuliren, und ſetzte ſie dann als Preiſe für die beſte Bearbeitung eines aufgegebenen poetiſchen Stoffes aus, über den man ſich durch Stimmenmehrheit oder wechſelndes Vorſchlagerecht einigte. Damit keine Unbilde einträte, fügte man die Beſtimmung hinzu, daß, Wer den Preis erhalten, für

die nächsten drei Preisaufgaben von dem Recht des Gewinnes ausgeschlossen sei. Endlich sollten die eingelieferten Arbeiten von Einer Hand abgeschrieben, und ohne Angabe der Verfasser Einem oder dreien auswärtigen Richtern übergeben werden, deren Urtheil über die Ertheilung des Preises entschied.

Zu der heutigen Feier waren als Ehrengäste Herr und Frau von Binzer aus Köln eingeladen, und auch Schlönbach eingetroffen. Um zehn Uhr versammelten sich die männlichen Mitglieder in der Wohnung des Ministers Kinkel und begaben sich um elf Uhr in die mit Epheu und Blumengewinden zierlich bekränzte Wohnung der Königin. Eine Stunde nachher eröffnete der Minister das Fest mit einer geistvollen Rede über Tendenz, Geschichte und gegenwärtigen Bestand des Vereines wie auch über die bisherigen Leistungen der einzelnen Mitglieder. Zuletzt gab er einen Bericht über die Preisaufgabe und Ankündigung der neuen bis zum 1. Januar 1842 einzuliefernden Dichtung. Nun erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgaben über Otto den Schützen, das diesmalige Thema zur Vorlesung kommen sollten. Dann trennte man sich nach Absingung des von Alexander Kaufmann gedichteten und von Johanna Mockel componirten Maikäfer-Nationalliedes, das nur zufällig, weil eben kein anderes vorhanden war, zu diesem Rang erhoben ward. Die darin enthaltene Aufforderung zur Ehe war vollkommen tendenzlos.

Maikäfer flieg'!

„Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer flieg'!
Goldkäfer ſprach: So ſei doch klug!
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
Ei, wie man nur ſo fragen kann!
Schaff' Dir erſt goldne Flügel an,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Hirſchkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
So ſchaff' Dir erſt ein Prachtgeweih',
Als ob Dein Vater König ſei,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Miſtkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
Paſſ' auf, und höre meinen Spruch:
Schaff' erſt Dir guten Wohlgeruch,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog weit und breit,
Maikäfer, flieg'!
Wo kauft' man goldne Flügelein
Und Hirſchgeweih und Düfte fein? —
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog lang umher,
Maikäfer, flieg'!
Und ward ein alt Maikäferlein,
Und blieb doch, wie Maikäfer ſein, —
Maikäfer, flieg'!

Maikäfer ward betrübet ſehr,
Maikäfer, flieg'!
Und ſprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt, und kriege kein', —
Maikäfer, flieg'!

Und Was man lernt aus der Geſchicht'?
Maikäfer, flieg'!
Wer alt iſt, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk Dich nicht zu ſehr, —
Maikäfer, flieg'!"

Um drei Uhr Nachmittags eröffnete Frau Mockel die Vorleſung mit einem von ihr verfaßten Liederſpiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge. Dann las Kinkel ſein unſterbliches Epos: „Otto der Schütz. Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abentheuern.“ *) Alles hing ſtumm an ſeinen Lippen, und ein nicht enden wollender Beifallsſturm brach aus, als er zum Schluſſe gelangt war. Die Zuhörer fühlten, daß ſeit dem Mittelalter die deutſche Literatur nicht Eine erzählende Dichtung beſäße, die ſich an Lieblichkeit und Friſche mit dieſem Epos meſſen dürfte, das Gottfried im Rauſch ſeiner neuen Liebe in der kurzen Friſt dreier Monate vollendet hatte. Die reinſte und bezaubernd̃ſte Sinnlichkeit der Natur, an der es unſerer Poeſie ſo ſehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verſe hervor und die Verherrlichung einer edlen Minne verbreitete ihren roſigen Schein über die lauſchenden Jünglinge und Jungfrauen.

Nun folgte noch ein Romanzenkranz in ſechs Abtheilungen von Schlönbach und ein anonymer humoriſtiſcher Cyklus in zwölf Orgalliedern von Kinkel, die gleichſam eine Parodie ſeiner herrlichen Dichtung bilden, und hier einen Platz finden mögen:

---

*) Gedichte S. 169—266. Auch beſonders abgedruckt und bereits in der dritten Auflage (Miniaturausgabe mit Goldſchnitt) bei Cotta erſchienen.

Das Schützenlied.

In zwölf Volkstönen,

gar luſtig zu leſen und zu hören.

Erſter Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Hiſtorie von Otto dem Schützen auf die Orgel geſetzet, wie auch in parenthesi, daß ſolche einen Groſchen koſtet. Item werden frühere Autores, welche dieſelbige Hiſtorie ſich zum Vorwurf genommen, ſcharf kritiſiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein ſchön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und ſeiner Braut,
Und wie er ward zu Klev' getraut:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Das iſt geſchehen, Das iſt wahr,
Ein tauſend drei hundert im zwei und vierzigſten Jahr,
Und weil das iſt ſchon gar ſo lang,
So ward auch dieſer Vers zu lang:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Es hat zuerſt ein braver Mann
Dem Liedel ſeine Ehr' gethan,
Von Arnim iſt's der wackre Graf,
Der ſetzt' es in Komödie brav:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Erſter Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Hiſtorie von Otto dem Schützen auf die Orgel geſetzet, wie auch in parenthesi, daß ſolche einen Groſchen koſtet. Item werden frühere Autores, welche dieſelbige Hiſtorie ſich zum Vorwurf genommen, ſcharf kritiſiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein ſchön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und ſeiner Braut,
Und wie er ward zu Klev' getraut:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Das iſt geſchehen, Das iſt wahr,
Ein tauſend drei hundert im zwei und vierzigſten Jahr,
Und weil das iſt ſchon gar ſo lang,
So ward auch dieſer Vers zu lang:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Es hat zuerſt ein braver Mann
Dem Liedel ſeine Ehr' gethan,
Von Arnim iſt's der wackre Graf,
Der ſetzt' es in Komödie brav:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Erſter Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Hiſtorie von Otto dem Schützen auf die Orgel geſetzet, wie auch in parenthesi, daß ſolche einen Groſchen koſtet. Item werden frühere Autores, welche dieſelbige Hiſtorie ſich zum Vorwurf genommen, ſcharf kritiſiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein ſchön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und ſeiner Braut,
Und wie er ward zu Klev' getraut:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Das iſt geſchehen, Das iſt wahr,
Ein tauſend drei hundert im zwei und vierzigſten Jahr,
Und weil das iſt ſchon gar ſo lang,
So ward auch dieſer Vers zu lang:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Es hat zuerſt ein braver Mann
Dem Liedel ſeine Ehr' gethan,
Von Arnim iſt's der wackre Graf,
Der ſetzt' es in Komödie brav:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Darauf von Schwaben kam Herr Schwab,
Der ihm ein buntes Kleidchen gab;
Zuletzt der Doktor Simmerock
Schnitt ihm gar einen knappen Rock:
Das Lied kost einen Groschen.

Da haben wir's zu allerletzt
Zum Leierkasten hübsch gesetzt:
Nun kommt und hört dies neu Gedicht,
Und kriegt das Lied den Preis auch nicht:
Wir kriegen doch den Groschen.

Zweiter Ton.

Hier wird erzählet, wie es zu Marpurg gedonnert, und wie Otto ſollte ein Mönch werden, wollte aber nicht.

Im Schloß zu Marpurg donnert's ſchwer,
Der Herr kam von der Wartburg her;
Im lichten Panzer ſteht er da,
Und hoch vom Schloß zu Thal er ſah,
Thüringens eiſerner Heinrich.

Es nah'n die Knaben ſich allbeid,
Zu hören ſein Gebot bereit,
Der ält're ſchwächlich, klein und bang,
Der jüng're froh und ſtark und lang.
Die Söhne des eiſernen Heinrich.

„Du, Heinrich, folgſt mir nach im Lehn,
Sollſt Ritterkünſte wohl verſtehn,
Die lehr' ich Dich zu dieſer Friſt,
Weil Du mein Erſtgeborner biſt,
Ich ſelbſt, der eiſerne Heinrich

Du, Otto, ſollſt mir geiſtlich ſein,
Ein Bisthum ſchaff' ich Dir am Rhein —
Sollſt lernen nun der Bücher Kunſt,
Schon ward des heil'gen Vaters Gunſt
Dein Vater, der eiſerne Heinrich.

Auf nach Paris, der Künſte Zier!
Du, Heinrich, reiteſt zu Hof mit mir,
Beſchloſſen hat's mein feſter Sinn,
Gehorcht und ſcheidet raſch, ich bin,
Ihr wißt's, der eiſerne Heinrich."

Die Beiden ſanken ſich in Arm,
Heinrich ward kalt und Otto warm,
Doch ſchwieg er ſtill, und neigte ſich
Beim Abſchied mild und ritterlich
Dem Vater, dem eiſernen Heinrich.

Dritter Ton.

Worin der Junker Otto einen Selbſtmonolog hält, und ſehr vernünftig von der Möncherei redet. Gut für ungehorſame Kinder zu leſen.

„Mein Haupt, umflogen vom wallenden Haar,
Und möchteſt Du werden geſchoren und baar?
Du zuckender Arm voll nerviger Kraft,
Dich bände das Kloſter mit ſchläfriger Haft?

O Jugend, o Leben, o Luſt verrauſcht,
Die Glut mit froſtigem Schnee vertauſcht!
Dich mißt' ich, du zierliche Armbruſt mein,
Und ſpielte mit Kreutzen und Todtengebein?

O Jagdruf, heute zum letzten Mal
Sollt' ich dich jauchzen in's hallende Thal,
Aus Meßbuch morgen und Prieſterbrevier
Singen erbauliche Sprüchlein für?

O nein, mein Vater! Iſt hart Dein Muth,
In mir auch klopfet Dein ſchäumend Blut —
Sie nennen Dich laut den eiſernen Mann,
Drum hätteſt Du ſelbſt ſo wie ich nun gethan.

Dort unten im Thale, da gehet die Bahn,
Und drüben da steiget der Fels hinan —
Dahinter der düster unwirthliche Tann,
Wo Keiner erjaget den flüchtigen Mann.

Im Garten der Fels, wo als Knab' ich so viel
Hinab mich gelassen im wagenden Spiel,
Noch kenn' ich die Stufen, — wohlauf und wohlan,
Ein rascher Beschluß, und so ist es gethan!"

Auszog Herr Otto den Ritterrock,
Die Kutte hing er hinauf an den Pflock:
„Fahr wohl, du Adel, du Bisthum am Rhein,
Ein Dienstmann bin ich, doch Freiheit ist mein!"

Vierter Ton.

In welchem kläglich dargeſtellt wird, wie einem professori der ſchönen Künſte zu Muthe ſei, wenn er kein Collegium zu Stande gebracht.

Paris iſt eine große Stadt,
Darin ein großes Kloſter.
Da ſtand im geiſtlichen Ornat
Mit Kutt' und Paternoſter
Ein Meiſter der gelehrten Kunſt,
Der hielt aus Büchern blauen Dunſt
Bereit ſchon für Herrn Otto.

Erſt wollt' er ihn Exegesin
Und dann Moral auch lehren,
Hierauf den herben Ritterſinn
Mit Faſten ſtreng bekehren.
Zuletzt noch in die ſchwarze Kunſt
Wollt' er aus ganz beſondrer Gunſt
Einweihen den Herrn Otto.

Hohl iſt die Wang', die Naſ' iſt lang,
Die Augen trüb und friedlich;
Vom Lehren ſind die Lungen krank,
Doch Lehrens unermüdlich:
Er weiß, daß Fürſtenſöhne ja
Gern hören privatissima,
Drum harrt er auf Herrn Otto.

Doch ach, er harret lange ſehr,
Herr Otto ſcheint zu ſchwänzen;
Er ſpricht: Das muß ich tadeln ſchwer,
Ich geb' ihm Pönitenzen.
Weh, wenn den Anfang er verliert!
Nicht gründlich wird introducirt!
Der faule Landgraf Otto.

Ein Heſſiſcher Commilito
Kam endlich angezogen,
Und Der verkündet's keck und froh:
Herr Ott' hat Euch betrogen;
Es iſt, Gott weiß in welches Land,
Vor Euch, Ihr Herren, durchgebrannt
Der muthige Herr Otto.

Da wurde des Profeſſor's Naſ'
Viel länger noch zuſehens,
Daß er des Witzes gar vergaß
Und ſeines Vielverſtehens;
Es fiel ihm, eh's begonnen, um
Sein länglich privatissimum
Durch Dich, o böſer Otto.

Fünfter Ton.

Ein feines Lied für gute Waidgeſellen.

Zum Roßkamm trat Herr Otto ein,
Er bot ihm rothes Gold:
Gib mir Dein allerbeſtes Roß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Im Wald, im Blätterdämmerſchein,
Da ſteht des Förſters Haus:
O Förſter, gib mir ein gut Geſchoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Herr Waffenſchmied, aus Deinem Schrein
Gib einen Jagdſpeer mir,
Soll in Gefahr mir ſein Genoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

So zog er heimlich und allein
Vom Kloſter fern o fern,
Und fern von ſeines Herrn Vaters Schloß —,
Wollt' reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein luſtiger Schütze ſein.

Sechster Ton.

Hier hebet ſich der Autor über ſich ſelber, und beweiſet, daß er auch lange und vornehme Verſe machen kann, bringt auch am Ende eine zierliche allegoriam vor, die er dem heidniſchen Gott Cupidini abgeborget.

Ihr Herrn, Das ſind mir Kinderpoſſen!
Auf ſechszig Schritt in's Ziel geſchoſſen,
Das hab' ich oft als Knabe ſchon.
Auf hundert Schritt den Bolzen ſenden,
Laßt dieſen Wettkampf uns vollenden —
Darnach beſtimme, Fürſt, den Lohn!

Und wie Herr Otto Das geſprochen,
Hat eine Gert' er abgebrochen,
Die ſteckt er in den loſen Sand.
Nun drauf und dran! Die Bolzen ſchwirren,
Doch Alle ab vom Ziele irren,
Da nimmt ſein Schießzeug er zur Hand.

Paßt auf! Er zielt mit feſtem Arme,
Umringt vom murr'nden Jägerſchwarme,
Die Senne klaſcht, der Bügel klingt,
Hin ſauſt der Pfeil — Wer mag's begreifen?
Der ſchmale Stab zu zweien Streifen
Wie eine Wünſchelruthe ſpringt.

Sprach Graf Hubert: Dich muß man faſſen,
O wackrer Schütz, und auf Dich paſſen,
Daß Du nicht wie Dein Pfeil entfliegſt!
Ich gebe Sold Dir, Schwert und Roſſe;
Nur ſorge, daß mit dem Geſchoſſe
In Kiev' Du ſtets wie heute ſiegſt!

Ich aber ſag' Euch ungelogen:
Der Pfeil iſt doch vorbeigeflogen,
Die Jungfrau dort ward bleich geſchwind.
Die hat er wider ſein Verhoffen
Mit ſicherm Schuß in's Herz getroffen, —
Das war des Grafen einzig Kind.

Siebenter Ton.

Hier ſchreibet der Poet Verſe, welche ſo unbegreiflich und aus der Maßen künſtlich ſind, daß billig zu vermuthen, er habe ſich dieſelbigen von einem andern und beſſern Meiſter des Geſanges verfertigen laſſen. Es iſt aber ein Zwieſprach zwiſchen dem ſchönen Otto und der jungen Elsbeth, und muß mit gerührtem Gefühl geſungen werden.

In dem Hof des Schloſſes
Sing ich leiſe,
Elsbeth, Dir die frühe Tagesweiſe.
Weh' mir meines Roſſes,
Meines Falken, meines ſtarken Hundes,
Du mein Herz, Du wundes,
Reißeſt fort mich aus der Freuden Kreiſe.

„Hörſt mich, ſtolzer Schütze,
Vom Balkone,
Wo in hoher Ehren Schein ich throne?
Weh'! Was ſind mir nütze
Meine Jugend, meine ſchlanke Schöne?
Lockend Deine Töne
Schimmern heller, als die Grafenkrone.“

O ſo neige, neige
Dich hernieder
Auf der Liebe rettendem Gefieder!
Deine Huld mir zeige!
Friedſam will ich Dir die Hütte bauen
Fern im Waldesgrauen,
Ewig klingen dort Dir meine Lieder!

„Weh'! Du wilder Knabe!
Fort von hinnen
Mit des Raubes frevelndem Beginnen!
Jungfrau bis zum Grabe
Will in öden, liebeleeren Mauern
Einſam ich vertrauern,
Ewig ſtumm ſoll meine Thräne rinnen!“

Ach, Du haſt beſchloſſen,
Und mit Beben
Fühl' ich mich, wie Dich, in Tod gegeben!
Morgenroth ergoſſen
Strahlt im Oſten — fort zum ſtillen Walde!
Dort der Bergeshalde
Will ich klagen ein verlornes Leben!

Achter Ton.

Worin in ſieben Verſen das ſiebenfältige Wehe über den jungen Böſewicht Otto ausgerufen wird.

Der alte Landgraf ritt im tiefen Wald;
Sein Haar war grau, ſein Blut in Adern kalt.
Er dachte bang an ſein erlöſchend Haus,
Und rief in Sturm und Wetternacht hinaus.
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Mein Heinrich ſtarb in ſchwerer Ritterzucht.
Zu ſtreng war ihm des Helm's und Panzers Wucht;
Mein jüngſter Sohn, Du warſt von meinem Mark,
Stahl war Dein Herz, Dein Arm ſo fürſtlich ſtark—
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Nicht freuet fürder mich mein ödes Land,
Ein fremder Erbe nimmt's aus meiner Hand,
Und geh' ich ein zur ſtillen, ſtillen Ruh,
Drückt mir mein Fleiſch und Bein das Aug' nicht zu —
Weh' mir um Dich, mein Otto.

Er ritt mit Klaggeſchrei den Tann hindurch,
Er kam zu Nacht an des von Homburg Burg:
Thu auf, Vaſall, dem freudeloſen Herrn!
Einſt ſaß bei Deinem Becher ich ſo gern —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg öffnet' ihm des Schloſſes Thür,
Er trat mit altersgrauem Haupt herfür,
Er half dem Lehnsherrn von dem Roß geſchwind,
Und beide Greiſe klagten in den Wind:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg ſprach: Bei Gott iſt Gnade viel!
Laßt morgen pilgern mich zum fernen Ziel.
Von Aachens Wundern gehn die Kunden um,
Dort bet' und klag' ich laut im Heiligthum:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Und willſt Du thun für mich den fernen Zug,
Das lohn' ich Dir mit Gold und Gunſt genug;
Mir aber bleibt, bis Du zurückgekehrt,
In meinem Mark ein doppelſchneidig Schwert —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Neunter Ton.

Worin der Autor ſeine eigentliche Meinung vom Wein und von deſſelbigen vortrefflichen Eigenſchaften fleißig auseinandergeſetzt hat.

Das Pilgern macht doch müd' und matt,
Fahr' wohl nun, alte Kaiſerſtadt!
Nun will, wo Kleves Banner wehn,
Beim Wein ich noch zu Raſte gehn —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Dort war's, wo ich als Knapp' vorzeit
Mich meiner Jugend hoch gefreut.
Ich weiß, daß Graf Hubertus oft
Beim Becher meiner Rückkehr hofft —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Es ſaß bei ſeinem Gaſt der Graf,
Sie jubelten und tranken brav.
Der Graf war klüger als ſein Gaſt,
Und hat ihm luſtig aufgepaßt —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Du haſt, ein freier Rittersmann,
Heut' Morgen ſeltſam Ding gethan:
Nun leg mir's, Homburg, aus beim Wein,
Der wird juſt nicht Verräther ſein —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Da hab' ich einen wackern Schütz,
Der iſt zu jedem Dienſt mir nütz;
Vor Dem hab' ich Dich neigen ſehn —
Ja, Homburg, magſt mir's nur geſtehn —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Und habt Ihr's wirklich denn geſchaut,
Thut's Noth wohl, daß man Euch vertraut,
Das iſt des Landgrafs letzter Sohn,
Der erbt ſein Land und ſeine Kron' —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Iſt's ſo, Das ſoll mich nicht gereun —
Ich will mich ſeines Schreckens freun!
Er that mit meinem Kind vertraut;
Stoß' an auf Bräutigam und Braut —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Zehnter Ton.

Dieſes iſt ein moraliſches Stück, und enthält einen beweglichen Zwieſprach unter Mutter und Tochter. Iſt für junge Mägdlein nütz, und auch ergötzlich zu hören, dieweil am Ende von jedem Vers ein Mann ſteht.

O Töchterlein, Du biſt entehrt!
Dein Vater will Dir ſchlimm,
Er gibt Dich keinem Ritter werth,
Beſchloſſen hat's ſein Grimm:
Er ſtößt Dich fort aus Hofes Bann
Und gibt Dich einem ſchlechten Mann.

O Mutter, da ſei Gott dafür!
Ich bin ſein eh'lich Kind,
Und wirft er mir ſo rauh die Thür,
Er wär' nicht fromm geſinnt!
Was hab ich Arme denn gethan,
Daß mich gewinnt ein ſchlechter Mann?

O Töchterlein, es bangt mir ſehr,
Bekenne Du mir's frei!
Du haſt verloren Deine Ehr',
Und kommſt in bös Geſchrei.
Sprich, ob Dein Magdthum nicht gewann
Von unſerm Hofgeſind ein Mann?

O Mutter, ich bin Euer Blut,
Das Blut iſt keuſch und rein!
Wohl hab' ich kecken Jugendmuth,
Doch ſaß ich ſtets allein
Im Kämmerlein und ſang und ſpann —
Noch weiß ich nichts von einem Mann!

So wiſſ' es denn, o Elsbeth mein,
Beſchloſſen iſt der Rath,
Du mußt des Dienſtmann's Gattin ſein,
Ihm dienen früh und ſpat —
Maria helfe, wenn ſie kann,
Sonſt wird der Otto Schütz Dein Mann.

Frau Mutter, iſt's der Otto Schütz,
Da laßt die Sorgen ruhn,
Gewiß es iſt den Kindern nütz:
Der Eltern Willen thun.
Ein Schütz, der zielen und treffen kann,
Der dünkt mich doch kein ſchlechter Mann!

Elfter Ton.

Ein dramatiſches Stück: Begreift in ſich einen Zwieſprach des Herrn Otto und ſeines Pferdes, wobei es dem Pferde übel ergeht.

Herr Otto jagt ſein ſtarkes Roß,
Daß ihm das Blut vom Sporen floß,
Und hinter ihm mit Hörnerſchall
Mit Hundgebell und Hufgepraſſ
Da ſauſet die wilde Jagd.

Oft jagt' ich auf der muntern Birſch
Den Keuler und den ſchlanken Hirſch,
Nun bin ich ſelbſt ein flüchtig Wild,
Mich hetzt durch Forſt und Korngefild
Wie raſend die wilde Jagd.

Du, Kleve, das mir Heimath gab,
Du wirſt nun meines Glückes Grab!
Auf's Neue droht dem flücht'gen Mann
Der Kirche Zorn und Kloſterbann,
Fort, fort in die wilde Jagd!

Umſonſt! da liegſt Du, treues Roß,
Und nah' ſchon keucht der Sklaven Troß —
Da kommt der Schweißhund ſchon heran
Auf meiner blutgedüngten Bahn —
Da iſt ſie, die wilde Jagd!

Verloren — nun ſo ſei's geſchehn!
Wer mag dem Schickſal widerſtehn?
Ade, mein lang und lockig Haar,
Ade, Du Welt, für immerdar,
Ade, Du wilde Jagd!

Zwölfter Ton.

Worin der Autor dem Schützen Otto, und ſeiner geliebten Elsbeth, item dieſem Büchlein und dem geneigten Leſer zum Abſchied ſeinen Segen ertheilt.

Kommſt Du, mein frevelnder Geſell?
Schau, wollteſt uns entfliehn ſo ſchnell
Und jagteſt fort im Nu?
Dein Frevel hat Dein Roß gefällt,
Nach Fug mein ſtarker Arm Dich hält —
Was ſagſt Du nun dazu?

O! ſchwer iſt Deiner Thaten Wucht!
Du biſt entflohn des Vaters Zucht,
Entflohn der Kloſterruh'!
Du haſt mir hier mein eigen Kind
Berückt zur Liebe arggeſinnt —
Was ſagſt Du nun dazu?

Herr Graf, ich hab' die Schuld geſühnt,
Euch hab ich immer treu gedient,
Ihr gabt es ſelbſt mir zu!
Sprecht ohne Zaudern Euren Spruch,
Zum Dulden bin ich alt genug —
Was ſagt Ihr nun dazu?

Wohlan, haſt Du ſo viel Geduld
Zur Buße Deiner ſchweren Schuld,
  Vernimm nun, was ich thu'?
Hier ſteht geſchmückt mein Töchterlein,
Der ſollſt Du gleich vermählet ſein —
  Was ſagſt Du nun dazu?

Du ſchauſt mich an, als wär's ein Spott?
Fürwahr nicht, bei dem höchſten Gott!
  Nun, Homburg, rede Du!
Ihr Ritter meines Hofs, der Schütz
Iſt mehr als mancher Andre nütz —
  Was ſagt Ihr nun dazu?

Herr Homburg kniet vor Otto hin:
Dir neig' ich mich mit treuem Sinn,
  Thüringen's Herzog Du!
Dein Bruder ſtarb, Dein Vater winkt,
Der Fürſtenhut von Heſſen blinkt —
  Was ſagſt Du nun dazu?

Da hub ſich Otto hoch empor,
Zum Grafen trat er raſch hervor,
  Und ſprach in ſtolzer Ruh:
So werb' in höchſter Ehren Schein
Herr Graf, ich Euer Töchterlein, —
  Was ſagt Ihr nun dazu?

Da öffneten in Herrlichkeit
Sich der Kapelle Pforten weit,
Der Pfaff' war da im Nu.
O, Vater, der ſchon nah' dem Grab
Den letzten Sohn verloren gab —
Was ſagſt Du nun dazu?

Hier endet ſich das Schützenlied,
Wie mir's zu ſingen Gott beſchied,
Nun macht das Büchlein zu.
Ihr lieben Leſer, ſchenkt mir Gunſt,
Ich ſang das Lied nach guter Kunſt —
Was ſagt nun Ihr dazu?

Nur Eine Stimme wurde laut, als über den Preis entſchieden werden ſollte. Beſcheiden beugte Gottfried ſein Knie vor der Königin, die ihm den unverwelklichen Lorbeerkranz um die brennende Stirn legte, während das Abendroth ſeine glühendſten Strahlen über das verklärte Antlitz des Dichters warf.

Bald darauf ſchieden die auswärtigen Gäſte; die ordentlichen Mitglieder aber blieben noch bis ſpät in die Nacht in fröhlichem Geſpräch bei Wein und Geſang verſammelt. Schon hallte die Thurmuhr Mitternacht, als Gottfried einſam durch die Poppelsdorfer Allee ſeiner Wohnung zuſchritt, um nach den großartigen Eindrücken des vergangenen Tages friedlichen Schlummer zu erwarten.

10.

In den Herbſtferien deſſelben Jahres machte Kinkel mit Freſenius eine Reiſe nach Nürnberg, die der Letztere für den „Maikäfer“ in einigen Extra-Nummern beſchrieb, während der Erſtere die Idee zu ſeinem herrlichen „Traum im Speſſart“*) empfing, und den Anfang mit nach Haus brachte, der jedoch damals nicht vollendet ward. Außer einer bedeutenden Anzahl kleinerer Gedichte**) ſchrieb Gottfried ein Lieder-

*) Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart, Cotta, 1849. S. 1.

**) Gedichte. — Scipio. S. 3. Das Roſenpaar. S. 28 Die Windsbraut. S. 32. Schlachtgeſang der Kandioten. S. 42. Prolog eines mittelaltrigen Drama's. S. 44. Leumund S. 63. Dithyrambus der Nacht. S. 75. Elegie. S. 82. Auf der Wanderſchaft (mit Ausnahme des geiſtlichen Abendliedes, das am 21. October 1840 unter den rauſchenden Wipfeln der Braunsburg im Abendſcheine gedichtet iſt) S. 101—108. Anfrage. S. 109. Zu Leſſing's Hochzeit. S. 113. Einem Verlornen. S. 116. Der Welt Trotz! S. 120. Einmal und ewig. S. 122. Als Brief. S. 127. Menſchlichkeit. S. 135. Abendmahl der Schöpfung. S. 137.

spiel in drei Aufzügen: „Friedrich Rothbart in Suza oder Vasallentreue," ein wunderliebliches Bild, das am 7. Juli 1841 in Einem Tage und Einer Nacht geschrieben ist. In einer Gesellschaft mehrer Freunde erbot sich Gottfried am Tage vorher, in dieser kurzen Zeit ein ganzes Bühnenstück zu schreiben, falls ihm Jemand ein poetisches Sujet aufgeben wolle. Andreas Simons schlug den obengenannten Stoff vor, und Gottfried brachte ihm am nächsten Abend dies reizende Lustspiel, das bald durch den keckſten Humor, bald durch die kindlichſte Natürlichkeit, bald durch heroischen Pathos, überall aber durch die Frische und Lebendigkeit der Diction fesselt. Auch das Trauerspiel „Katharina Howard von Alexander Dumas" hat Kinkel um diese Zeit aus dem Französischen übersetzt.

Zu Anfang des Jahres 1842 erhielt er trotz aller Verläumdungen seiner Collegen und falschen Freunde zum dritten Mal eine Remuneration als Anerkennung seiner Thätigkeit auf dem evangelisch-theologischen Katheder. Wie edel er überhaupt allen Angriffen hinterhältischer Buben die Stirn zu bieten wußte, davon zeugen alle jene Gedichte, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. So entstand auch das Gedicht: „Scipio", nach eigenem Zeugniß „geschrieben als Arzenei gegen vielfache Medisance". „Hab' des Pöbels Gemeinheit auf Reimchen gesetzt, — das ist Alles, was sie ausrichten. O pauvres diables!"

„Still wird's — dann jauchzt es in der Runde.
Frei, frei von Schuld aus jedem Munde:
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig, wie er kam.“*)

An Johanna's ſtarker Bruſt konnte Gottfried mit Recht die Kleinlichkeit des ihn umſtarrenden Spießbürgerthumes verachten. „Man will doch die Religion in's Leben hineinbilden, und das lobt Jeder,“ ſagte ſie ihm oft. „Verſucht man's mit der Poeſie, und macht Ernſt, ſo ſchreien ſie über den Hochmuth und die Vermeſſenheit des nach Freiheit ringenden Geiſtes, der ein Höheres bedarf, als ihre alltägliche Erbärmlichkeit.“ — Außer den in der Gedichteſammlung enthaltenen Erwiederungen auf ſolche Anfeindungen, ſchrieb Kinkel noch manch' anderes Lied, namentlich eine Anzahl von Epigrammen, die ſich auf ſein Liebesverhältniß beziehen, und von denen ein paar hier mitgetheilt werden mögen, um die geſunde Kritik zu zeigen, welche unſer Freund in ſolchen Fällen bewies:

*) Gedichte. S. 5. Unter andern beziehen ſich auf ſolche Verdächtigungen boshafter Freunde auch die Gedichte: Leumund S. 63. Triumph des Dichters. S. 65. Dithyrambus der Nacht. S. 75. In's Weite. S. 101. Der Welt Trotz! S. 120. Der Fröhliche. S. 133.

1.

„Ich lebe frisch und lebe frei,
Gleich heißt es, daß zu scharf ich sei;
Du für Gemeinheit fühlst zu groß,
Gleich bist Du fühl- und sittenlos: —
Ei, laß das Lumpenpack nur gehn,
Uns aber fest zusammenstehn!

2.

Wollten wir unser Wesen lassen,
Sie würden uns drum nicht minder hassen;
Denn eigentlich sind sie vor Neid so blind,
Weil wir so überglücklich sind.

3.

Gefragt nach rechten Lebens Pfade,
Sprach Sanct Antonius treu und schlicht:
„Ruhe vertrauend in Gottes Gnade,
Und Vergangnes bereue Du nicht!“

4.

O Stern Orion, du mein Bild!
Von Ewigkeit stürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältst in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenschild!

5.

Nur zu Einem feſt entſchloſſen:
Unglück oder Kraftgenuß!
Aus dem Schwanken trägverdroſſen
Hebt Dich ſtets beglückend der Entſchluß.

6.

Seitdem die Schuld ſich angefangen,
Iſt Eden fort in den Himmel gegangen;
Wer's erben will, ſchau' nie zurück: —
Vor uns liegt Paradieſes Glück!"

So vermochte ihm die Gluth, mit der Gottfried liebte und geliebt ward, Kraft in jedem Kampfe zu geben; wehmüthig und ſtolz zugleich ſagte ihm Johanna:

„In Trümmer ſank die Hütte grünumlaubet,
Die ſtillbeſcheidnen Sinns Du Dir erbaut;
Die Gunſt der Welt (Wer hätt' es je geglaubet?)
Fiel von Dir ab, ſeit Du der Lieb' vertraut.
Doch hat ſie Alles, Alles Dir geraubet
Mit Einem Kuß, die wilde Flammenbraut: —
Sie hat entſiegelt ew'gen Quell der Lieder,
Du trankeſt Jugend, alterſt nimmer wieder!"

In dieſem Winter erhielt Kinkel durch Ferdinand Freiligrath die Nachricht von dem Tode ſeines Jugendfreundes Hugo Dünweg. Der geniale Jüngling hatte den zermalmenden Druck des proſaiſchen Alltagslebens nicht ertragen können; wild und ſtürmiſch war er von Genuß in Genuß getaumelt, und hatte ſich zuletzt im Leben nicht mehr zurechtfinden können. Wüſte Geſellen hatten ihn zu Mainz in ihre bakchantiſchen Kreiſe gelockt, ein phantaſtiſcher Verkehr mit Schauſpielern und Tänzerinnen ſollte den Geiſtesfunken in ihm fiebriſch aufſtacheln, und ein wilder Taumel der Luſt die Armſeligkeit des eignen Glückes fortlügen. Hugo ſuchte nicht dieſen Rauſch, weil er Unedles gewollt hätte; allein er verſtand nicht die Welt, in welcher ſein Geiſt ſich tummeln mußte, und ſo ſprengte er haſtig durch alle Gebiete des Lebens, ohne die Raſt zu finden, der ſein Herz nachjagte. Endlich kehrte er nach Barmen in's Vaterhaus zurück, aber ſein Geiſt war gebrochen, und nur durch wilden Genuß geiſtiger Getränke vermochte er den Schmerz eines ihm werthloſen Daſeins zu vergeſſen. Oft auch ſtand er auf der Anhöhe bei Hohenſieburg, und ſchaute wehmüthig in das vertauchende Abendroth oder auf das lachende Thal, das ſich ihm zu Füßen hinbreitete. Dort auf der Spitze des Berges liegt er begraben. Die Stätte, wo ſein müder Geiſt die ewige Ruhe fand, bezeichnet ein einfacher Denkſtein, den ein weißes Geländer umzieht. — Kinkel ſandte an Freiligrath nur wenige Zeilen, legte aber beziehungsvoll das wehmüthige Gedicht von Eichendorff bei:

Frühlingsfahrt.

„Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſten Mal von Haus
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten trotz Luſt und Schmerz
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und Wem ſie vorübergingen
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erſte der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt;
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in der Runde,
Und über die Waſſer wehr's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen: —
Ach, Gott, führ' uns liebreich zu dir!" — — —

Dadurch, daß Kinkel am Donnerstagabend immer ſeine Zuhörer bei ſich verſammelt ſah, und ſich ihnen in fröhlichem Geſpräch, ernſter Wiſſenſchaftlichkeit und heiterm Jugendmuthe hingab,*) wuchs ſein Anhang unter den Studenten faſt zur Stärke einer Partei heran. Seine Vorleſungen gehörten zu den am Zahlreichſten und Regelmäßigſten beſuchten, und ſeine Collegen waren ernſtlicher, als je, darauf bedacht, den ihrem Rufe gefährlichen Privatdocenten zu ſtürzen. Nitzſch hatte ihm ſchon früher den Rath ertheilt, ſein Verhältniß mit Johanna Mockel abzubrechen: „Dann würde die Fakultät ſeine Anſtellung als Professor extraordinarius nicht verhindern." Als Gottfried

*) Der Fröhliche. Gedichte S. 133.

dieſen Rath nicht befolgte, erklärte Profeſſor Bleek in einer Fakultätsſitzung Mitte Juni 1842, er werde niemals in eine Anſtellung Kinkel's einwilligen. Sack, Nitzſch und Bleek warnten ihn deßhalb entſchieden, ſich jemals um eine Profeſſur zu bewerben, weil alle ſeine Bemühungen erfolglos ſein würden, und ſo blieb unſerm Freunde wenigſtens das Bewußtſein, recht und ehrlich gehandelt zu haben:

„Da begannen ſie zu drücken,
Ihm das Brod vom Mund zu rücken, —
Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsbläue,
Ihm auch der Studenten Treue,
Und ſein Liebchen treu und fein.
Mochten ſie erſticken, ſticken,
Knicken, knicken: —
Er ward groß — ſie blieben klein!“

Gegen Ende des Jahres erhielt Kinkel von Nitzſch wie auch vom Bonner Presbyterium eine officielle Rüge: „weil er ſich als Mitglied in das Carnevalskomitée habe wählen laſſen. Er bewies dem unbegründeten Tadel gegenüber, daß er im Gegentheil geradezu erklärt habe, er könne eine etwa auf ihn fallende Wahl *nicht* annehmen.

Da ihm jedoch dieſe böswilligen Kabalen, welche von ſeinen Gegnern unermüdlich fortgeſponnen wurden, den Aufenthalt in Bonn verleideten, ſuchte er mehrfach

auf anderen Universitäten um eine Anstellung nach. So bewarb er sich, als Professor Kling nach Bonn berufen wurde, um die durch dessen Abgang in Marburg erledigte Lehrstelle. Zugleich legte er einen Brief an Professor Henke, den damaligen Rector magnificus dieser Hochschule, bei, in welchem er mit der größten Offenherzigkeit unumwunden die Gründe mittheilte, weßhalb er von Bonn versetzt zu werden wünsche. Vielleicht war eben diese Ehrlichkeit Schuld, daß Kinkel die gesuchte Stelle in Marburg so wenig erhielt, als einen bald darauf in Zürich vakant gewordenen Lehrstuhl. Eine Versetzung von Bonn nach einer anderen Landes-Universität konnte er nur mit Anstellung verbunden annehmen; aber hier trat ihm stets der Haß und die Bosheit in den Weg.

Wie sehr ihn sonst sein Lehrberuf befriedigte, sehen wir aus folgenden Strophen:

„Die Fenster noch geschlossen
Vor wildem Wetter der Nacht —
Wie dringt am schönen Morgen
Die Sonne herauf mit Macht!

Sie trinkt die feuchten Nebel
Mit ihrem heißen Kuß,
Die in den Schluchten dampfen
Vom nächtlichen Regenguß.

O ſtolze Manneswonne:
Ueber des Nebels Wehn,
Gleich dieſer Sommerſonne,
Segenſpendend zu ſtehn!“

Auch im Maikäferverein fand Kinkel oftmals Erſatz und Troſt für das Unrecht, das ihm die arge Welt zufügte. Hier begegnete ihm auch Joſeph von Rehfues, der geiſtreiche Dichter des Scipio Cicala, ein Mann, der nicht, wie die Meiſten, von Vornherein mit ſeinem Urtheil fertig war, und deſſen milde Freundlichkeit auf Gottfried den anziehendſten Eindruck machte. Welch' ein Gegenſatz zwiſchen dieſem Poeten und den ränkevollen Theologen, an denen man klar erkannte, wie groß Jemand in der Wiſſenſchaft, wie bornirt im ſittlichen Urtheile ſein kann, und wie kräftig noch der alte Phariſäer lebt.

Als neue Mitglieder traten 1842 in den Maikäferverein Hermann Behn-Eſchenburg, Wilhelm Seibt, Albrecht Schöler und A. Wolters ein, von denen nur der Erſtere ein ziemlich hervorragendes Talent beſaß. In dieſem, wie in dem folgenden Jahrgange ſpielt die Politik die wichtigſte Rolle, der leichte Humor verſchwindet, und der Ernſt des Lebens zieht ſich auch durch die mitgetheilten Dichterwerke hin. Als nicht politiſch erwähnen wir aus dieſer Zeit ein romantiſches Schauſpiel mit Geſang in 4 Aufzügen, „die Aſſaſſinen“ betitelt, das Kinkel im October und November 1842 ſchrieb, während Johanna die eingelegten

Lieder componirte. Außerdem sind von einer ganzen Reihe von Dramen: Otto der Erste und Heinrich, die Mauren in Spanien, Franz von Sickingen, Herodes, Savonarola, Robespierre, Munuza, Don Juan, Eulogius Schneider u. a. theils längere oder kürzere Pläne, theils einzelne Scenen, Lieder und Notizen vorhanden. Auch der Romanzenkranz: „Otto und Adelheid“ *) und die Gedichte „Nixenteich“**), „Auf der hohen Acht“, „Der Kobold von Wallportzheim“, „An die Auswanderer“, „Graf Ulring“***) fallen in diese Lebensperiode. Endlich erwähnen wir noch den „Lothar von Lotharingien“ oder „Gekränktes Recht,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen“, der auf dem Stiftungsfeste 1842 mit lautem Beifalle den Preis gewann. Dies Stück wurde damals den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt; allein der Umstand, daß ein Papst darin handelnd auftritt, bewirkte das Verbot der Aufführung. Später hat Kinkel nicht gewollt, daß jenes Trauerspiel über die Bretter ginge, weil es trotz vieler Schönheiten ihm

---

*) Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie, herausgegeben von Laurenz Lersch. S. 342 ff.

**) Rheinisches Taschenbuch für 1845. Herausgegeben von Dräxler-Manfred. S. 192.

***) Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben; zugleich ein Führer für Ahrreisende. Mit 18 Stahlstichen nach Originalzeichnungen. Von Gottfried Kinkel. Bonn, Verlag von T. Habicht. 1846. S. 338. S. 263. S. 295. S. 345.

doch nicht bedeutend genug erſchien, um ein allſeitiges Intereſſe des Publikums in Anſpruch zu nehmen. Lothar iſt im Grunde ein zu kleinlicher Menſch, um als tragiſcher Vorwurf benutzt zu werden, und Kinkel wollte jedenfalls zuerſt mit einem bedeutenden Drama auftreten, das mindeſtens den Vergleich mit dem „Uriel Akoſta“ aushielte.

Es war ſchlimm, daß die jüngeren Kräfte, welche ſich dem Maikäferverein anſchloſſen, nicht bedeutend und namentlich nicht rüſtig genug waren, um das Unternehmen nach Wunſch zu fördern. Statt ihre Jugendfriſche gegen die Erfahrung des älteren Freundes auszutauſchen, mußte Gottfried ihnen beſtändig einen Hauch ſeiner ewigen Jugend abgeben, und ſie unermüdlich zu neuer Schöpfungsluſt reizen. Nur Johanna übertraf ihn noch an Emſigkeit, und ſo hielten Beide durch ſtetes Anfeuern und Wetteifern den Bund kräftig zuſammen. Die vorzüglichſten Productionen ſämmtlicher Mitglieder, welche ſpäter veröffentlicht ſind, finden ſich faſt ohne Ausnahme im „Maikäfer,“ und haben die Kritik jener Geſellſchaft erfahren. —

Gottfried Kinkel hatte ſich 1840, ſo gut, wie Herwegh und die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, durch die Thronrede Friedrich Wilhelm IV. zu illuſoriſchen Hoffnungen fortreißen laſſen, und damals das bekannte Gedicht „Am Huldigungstage“*) geſchrieben. Allein wenige Monde genügten, um ihn ſeinen Irthum

*) Gedichte S. 57.

erkennen zu lassen, und schon 1842 schrieb er ein zweites Gedicht an den König*) mit dem begeisterten Zuruf:

„So wahr die Stern' am Himmel rollen:
Wir ziehn den Stahl zur Bürgerschlacht!
Nur Das zu thun, was Alle wollen,
Ist das Geheimniß jeder Macht!"

Auch folgendes Gedicht entstand vierzehn Tage später:

An das Volk! **)

„Mein starkes Volk, das mit verjüngtem Leben
Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du hast vorzeit Dich duldend hingegeben
Als Opfer für die Sünden dieser Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
Die Welt verheert auf seinem blut'gen Flug,
Du hast am Tiefsten seinen Grimm erfahren,
Als er in Dich die Tigerklauen schlug!

Tief haben Deine Fürsten Dich zerspalten,
Und sich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten,
Und stark geblieben ist der deutsche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkircher Stolz und Leid,
Ist bis zu dieser Stunde nicht zersprungen
Die goldne Kette deutscher Einigkeit.

*) Drei politische Lieder von Gottfried Kinkel aus dem Jahre 1842. Abgedruckt in der „Neuen Deutschen Zeitung." Jahrgang 1850.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 128.

Drum blicke nicht nach Nord und Oſt mit Sorgen, —
Kommt erſt der Feind: Du biſt Dir ſelbſt genug!
Gedenke kühn an Hellas Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perſer ſchlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann ſchlug Athen die große Meeresſchlacht!
Die Stimmen ſtrebten nach den gleichen Zielen: —
So groß iſt heut' auch noch des Blutes Macht!

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürſtenknechten,
Und ſchwing' es ſelber in der ſtarken Fauſt!
Dich hat gekränkt in Deinen höchſten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertrauſt.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre ſchändet
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich ſich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig biſt Du, — laß es Dich nicht grämen!
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz ſei Eins! Laß Dir das Herz nicht nehmen,
Dann iſt, Was Jene briefen, Dir ein Scherz!
Es ſchlagen ja die Fürſten nicht die Schlachten —
Zwei Arme haben ſie, wie jeder Mann!
Wenn erſt um Dich die Pulverwolken nachten:
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!"

Kinkel war eine Natur, die mit jeder Fiber zur Freiheit hindrängte, ohne daß ihm vielleicht jemals das Wort „Freiheit" als Endziel ſeines Wollens vorgeſchwebt hatte. Nun erwachte dieſer ſchlummernde

Keim in ſeiner Bruſt, und als das Wort gefunden war, das ihm fehlte, jauchzte ſein Herz mit ſchwellender Luſt der neuen Heimath entgegen.

Schon lange hatte er dieſe vergeblich geſucht, weil ihm die alte nicht mehr genügte:

„Ob Alles, Alles ſei verloren,
Auch Glück war eine ird'ſche Laſt;
Die Heimath, die ich mir erkoren,
Sie bot dem Geiſt nicht länger Raſt.
Die Freiheit will mich neu beſchwingen,
Roth färbt ſie meine Wangen bleich,
Zu neuen Sphären ſoll ich dringen —
Doch ach, wo blüht mein neues Reich?“*)

Es blühte ihm auf dem Felde des Kampfes und der Völkerſchlacht, auf dem dornenvollen Pfade, wo die allmächtige Liebe das rothe Banner des Haſſes trägt, um ein urſprüngliches Menſchenthum wiederherzuſtellen, und das Recht des Einzelnen auf „einen Antheil Lenz und Leben“ durchzuſetzen. Wie ein Prieſter alles Hohen und Edlen auf der Erde, redete Gottfried Kinkel zum Volke, und ſein Wort hat den Weg gefunden in unſere Herzen, um nie wieder zu verklingen.

Unter einer nicht unbeträchtlichen Anzahl politiſcher und ethiſcher Epigramme heben wir aus damaliger Zeit folgende hervor:

---

*) Ausmarſch. Gedichte S. 102. Vergl.: „Ins Weite.“ Daſ. S. 101.

Sinnviolen.

1.

„Als Jünglinge dachten wir nicht frei, —
Dank dir, du goldne Hausvogtei;
Dafür iſt Freiheit über Nacht
In reifer Mannesbruſt erwacht.

2.

Gemeines hab' ich nie verübt, —
Was hab' ich denn eigentlich verbrochen?
Am Volksthum hab' ich mich geübt, —
Gleich heiß' ich ein communer Knochen.

3.

Ihr fürchtet unſre ſtürmenden Gedanken,
Weil ihrem Stoß die morſchen Kirchen wanken?
Der Juden Tempel ſank in Schutt und Graus —
Dann baute Chriſtus ſeine Kirche draus.

4.

Ihr alten Herrn, die Zeit iſt ſtrenge,
Früh ſchenkt ſie uns weißes Haar in Menge!
Drum denken wir nicht ſo lang' zu paſſen,
Bis Ihr uns wollt an's Ruder laſſen.

5.

Nach Unten ſchlägt die Wurzeln der Baum,
Nicht hält er ſich feſt im luftigen Raum.
Nicht blicke der Mann nach des Thrones Dunſt:
Feſt wachſ' er in des Volkes Gunſt!

6.

Die Fauſt mag brauchen des Knaben Muth,
Der Jüngling fordre des Gegners Blut;
Vom Manne heiſcht der Ehre Gebot
Kampf des Geiſtes auf Leben und Tod.

7.

Doch im allerhöchſten Werthe
Rauſcht das Lied zum Waffenklang;
Mit dem Geiſte, mit dem Schwerte
Sei im Bunde der Geſang!

8.

So lang noch feſt die Berge ſtehn,
Und grün der Mai ſich wird entfalten,
Müßt's doch mit Teufel und Höll' zugehn,
Wenn man nicht könnte ſich ſtark erhalten.

9.

Nicht bitt' ich Gott um Gut und Geld,
Mein Flehen iſt nur ſo geſtellt:
Die ewige Ruh' gieb drüben mir
Die ewige Unruh' laß mir hier!

10.

Niemals nur in Kunſt und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben!
Populär kann Der nur heißen,
Der zu ſeinen Höhn kann reißen.

11.

Wer jetzt noch dichtet für's Publikum,
Die klugen Leute nennen ihn dumm: —
Mir aber iſt das ein Jammerpoet,
Dem nicht immer ſein Volk vor Augen ſteht.

1836.

12.

Der Strom, wenn er jung, mit lautem Schalle
Brauſt über die Klippen in jähem Falle: —
Aber freilich der Wieſenbach
Geht immer harmoniſch der Naſe nach.

13.

Kleinkinderſchulen ſind angelegt, —
Wie früh wird ſchon der Tugend gepflegt!
Man kann am Ende gar auf Erden
Kein Lump noch tüchtiger Kerl mehr werden.

14.

Mit der Dogmatik mögt Ihr's halten
So orthodox wie Eure Alten: —
Doch die Geſchichte läßt nicht Wahl,
Ihr Loſungswort heißt: „Liberal!“

15.

Ewig in Geiſt und Gluth Dich getaucht,
Nimmer ermattet und nimmer lau!
Iſt die Welt auch kalt und flau:
Fühlt ſie doch, daß ſie Begeiſtrung braucht!“

Aus den „Stebingern:“

Akt I., Scene 4. „Ich wollt', es wäre erſt wieder Zeit zum Dreinſchlagen! Das Halbe thut's nicht. Es giebt jetzt kein Recht, denn Keiner hält es: — ſo

Viel ich faſſen kann mit meiner Fauſt, das iſt mein Recht. Es giebt auch keine Kirche, denn eines Jeden Kirche iſt, Was er glaubt."

Akt III., Scene 8. „Erſt Wer Leben und Tod verachtet, iſt ein ganzer Mann. Thaten vermählen ſich nicht dem Beglückten, ihn beſiegt der Leidende überall."

Akt IV., Scene 3. „Furchtbares Jahrhundert! Kirche und weltliche Macht, Alles verläßt den Gerechten und tödtet den Unſchuldigen. Nur des Volkes Herz wanket nicht in Liebe und Haß. Und dies Herz, o Gott, läſſeſt Du brechen?"

Akt V., Scene 14. „O Ihr bleibt ewig halb im Haß, darum ſeid Ihr zu Grunde gerichtet!"

In einem Gedicht vom 3. September 1842 deutet uns Gottfried „die ſieben Berge" bei Bonn; er ſchließt ſeine Auslegung:

„Und wenn ich einmal einen Jungen krieg',
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den gelehrten Leuten.

Ich weiß: nicht kann er der König ſein,
Und adlich ſoll er nicht werden,
Auch kein Gelehrter — ſonſt Was er will
Auf Gottes weiter Erden!"

11.

Zu Anfang Januar 1843 erſchienen Gottfried Kinkel's Gedichte, und erfuhren bald darauf in der Jenaer Literaturzeitung die günſtigſte Beurtheilung. Er arbeitete damals viel am „Morgenblatte“ und der „Augsburger allgemeinen Zeitung.“ Namentlich die letztere enthält zahlreiche und werthvolle Beiträge auf dem Felde der Kunſtgeſchichte und Nationalliteratur. Kinkel empfing gleichfalls um dieſe Zeit von Dr. Kolb die Aufforderung, für ein New-Yorker Blatt zu arbeiten, und war nach allen Seiten hin thätig.

In religiöſer Beziehung vollzog ſich ſeine Umwandlung allmälig mehr und mehr. Nachdem es ihm gelungen war, Johanna wieder in das traumdunkle Wiegenlied des Chriſtenthumes zurückzuſingen, hatte ſeine Geliebte von ihm „Strauß' Leben Jeſu“ begehrt, um nun auch ſich zu überzeugen, daß ihr neugewonnener Glaube ſtichhaltig ſei gegen das Urtheil des ſcharfen und zerſetzenden Verſtandes. Gottfried hatte ſich ungern ihrem Wunſche gefügt, weil er fürchtete, daß Johanna noch nicht feſt genug im Glauben ſei, um

eine geistvolle Kritik mit der Gluth des religiösen Gefühls zu widerlegen. Er sah, daß seine Furcht nicht grundlos gewesen; denn Johanna begann jetzt, alles ihrer Vernunft Widersprechende aus dem Christenthume auszuscheiden, und mit beklommenem Herzen, aber männlichringender Entschlossenheit folgte er ihr auf den Pfaden des Zweifels in die Abgründe der Negation. Er arbeitete sich mit ihr durch das verschlungene Labyrinth der neueren Philosophie, und sagt selbst in seinen Tagebüchern: „Ich will doch sehen, als ob die gewaltige Strömung von Kant bis Feuerbach mich hinaustreibt in — den Pantheismus! Es gilt

Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahinzufließen!

denn der Schlußstein meines Lebens ist nicht historische Erkenntniß, sondern ein festes System, und der Kern der Theologie nicht Kirchengeschichte, sondern Dogmatik. Muß ich über den Standpunkt des Christenthumes hinaus, so bleibt mir zur Lebensaufgabe das Begreifen, wie zu der neueren pantheistischen Welt das historische Christenthum sich verhalte. So gehe denn Alles seinen stillen Gang, und wenn es sein kann und soll, so bleibe das Ungeheure, Zerschmetternde, völlig Neue mir fern. Wo nicht, so komme es heran, und wirke dann durch die Zerstörung erlösend auf mich ein. Nur eigne Schuld und Leidenschaft will ich mit Gottes Hülfe fern zu halten, und den inneren Frieden zu bewahren suchen, den das Himmelreich der Idee in

allem Unrecht, das die Welt uns anthut, zu gewähren vermag."

Ruhig und ernſt ſchritt Kinkels Entwicklung mit innerer Nothwendigkeit fort, und als er endlich, zugleich mit Johanna, im Hafen des Pantheismus angelangt war, ſah er mit ſtiller Freude, daß die Schreckniſſe des neuen Evangeliums nur eingebildete und anerzogene Vorurtheile geweſen. Die Liebenden hatten geglaubt, in ein ewig ſtürmendes Meer ohne Leuchtthurm und Compaß hinauszuſteuern, und fanden ſich nun auf einer hellen, ſpiegelklaren See, darauf ſich die Sonnenſtrahlen glitzernd im Morgenſchein luſtig ſpiegelten. Und am Ufer ſtanden die ewigen Berghäupter, mit blühenden Rebengewinden umkränzt, und ſchauten ſo freundlich mild auf die einſamen Kinder herab, die ihr leichtes Boot ſingend und ſpielend über die See trieben. Gottfried aber ſang ein junges Lied zu den Saiten der Goldharfe, welche die Geliebte mit jauchzender Luſt erklingen ließ:

„Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geiſtes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die Andre drückt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir ſinnig
Und liebend rings das Leben ſchaun,
Und an dem Kleinſten fromm und innig
Mit Kindesinbrunſt uns erbaun.

Kein Bienchen ſchwimmt auf naſſen Wogen,
Dem unſer helfend Mitleid fehlt;
Der Käfer, der ſich ſtarr geflogen
Wird neu von unſerm Hauch belebt.

Denn überall iſt Liebesfülle,
Wo ein Gebild zum Leben ſtrebt;
Wir ahnten's, daß im kleinſten Hülle
Ein Meer von Luſt und Qualen bebt,

Und daß die duftberauſchte Mücke
In ihres Lebens kurzem Tag
So Viel von Schickſalskunſt und -tücke,
Als Du und ich, erleiden mag.

Nur eitlem Sinn erſcheint es nichtig,
Was ſchnell entſteht und raſch zerfällt,
Uns iſt ein Wunder hoch und wichtig,
Das einmal lebt in bunter Welt.

Uns wird des Schmetterlings Entfalten
Ein hehr prophetiſches Geſicht,
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten,
Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht."

Um dieſe Zeit ward auch der „Traum im Speſſart" vollendet. Ob es der Dichter mit dieſem Traume ernſtlich gemeint hat? Gewiß, wir würden ihm Das ſonſt ſehr verdenken; denn die liebliche Er-

zählung hat einen großen, gewaltigen Kern. Uns fallen beim Leſen unwillkührlich die Worte Schiller's ein:

„Alle dieſe Blüthen ſind gefallen
Vor des Nordens ſchauerlichem Wehn: —
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.“

Hat denn wirklich das Chriſtenthum uns einen ſo reichen Erſatz gebracht für den zerſtörten Hellenismus, für den reizenden Glauben des blinden Heidenthums? Wir müſſen es wohl glauben; denn wir hören es ja alle Tage von Kanzel und Katheder. Dem Dichter geſtattet man ſchon ein bischen Freiheit mehr, und ſo iſt dies luftige Mährchen im Grunde nur ein lebendiges Fragezeichen, auf das uns das Chriſtenthum die Antwort vorenthält. Wir können es in der That dem fanatiſchen Eifer der alten Kirchenväter und Apoſtel ſchwer verzeihen, daß ſie uns aus all' dem ſaubern, luftigen Elfenvolk, all' den wellenſchaumbekränzten Bachkönigen und all' den gewaltigen Weibern des Geiſterreiches lauter unflätiges Teufelspack, lauter ſchmieriges und grauſiges Hexenvolk gemacht haben. Der Poet verſetzt uns in eine Zeit, wo der Verkehr mit Geiſtern dem Menſchen ſchon als Frevel erſchien, die Natur war entgöttert — man nennt das: Vergeiſtigung der Materie — und von dem lebendigen, ſelbſtſtändigen Schaffen und Walten im Kerne des Weltalls hatte man längſt keine Ahnung mehr. Daß Alles

lebt und webt, daß Baum, Bach, Blume und Schmetterling eben ſo unſterblich ſind, wie wir, das wollte Niemand den Geiſtern glauben, und daß das Ende der Eiche „Leben im Borne des Lebens iſt, aus dem ſie hervorgeſprungen,“ dünkt Manchem unbegreiflich. Nur Wer das wüſte Treiben der geſunkenen Welt müde iſt, „Wer draußen Nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt ſie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille.“ Erſt ſpät, wenn unſer Frühling zu Rüſte ging, wenn uns Alles betrog und wir in all' unſern ſtolzen Hoffnungen enttäuſcht daſtehen, tritt uns das Bild unſerer Kindheit wieder vor die Augen, der Schleier ſinkt, der unſern Blick umflorte, und wir begehren nicht Mehr zu ſein, denn Roſe und Lilie. Muß dieſer tiefe Zug zur Natur denn ſo ſpät wiederkehren, wird die Menſchheit denn niemals die von den Pfaffen als ſündlich verdammte Welt wieder in ihr Recht einſetzen? Wer kann uns dieſe Frage beantworten? Der Geiſt iſt ein ſtolzer Tyrann, aber das Natürliche iſt dennoch größer, und auch den klagenden Genien des Alls kehrt die Zeit wieder, da ſie in freier Liebe mit dem erlöſten Menſchengeſchlechte verkehren dürfen.

Dies der philoſophiſche Kern des Mährchens, den der tiefere Leſer leicht herausfindet. Der gemüthliche Spießbürger freilich wird nur eine liebliche Waldgeſchichte leſen, die ihn bei Alledem ſeltſam berührt. Er wird den Kopf ſchütteln, und vergnüglich vor ſich hin ſchmunzeln: „Was die Poetlein doch für närriſches

Volk ſind!“ Aber auch für ſolche Leſer bietet unſer Mährchen die Antwort: „Wem die Geiſter noch leben, der glaubt es, daß die Mähr des Waldes dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward. Wem aber nie das ſchauende Auge geöffnet war für eine andere, als die Welt des Menſchen, der mag ſagen: Es war eines Dichters Traum im Speſſart.“

Wie Gottfried, ſo ſchuf auch Johanna Werke voll der glühendſten Andacht der Natur, und ihr „Lebenslauf eines Johannisfünkchens“ *) zeigt uns die Ideen mit Fleiſch und Blut bekleidet, welche Gottfried in dem oben mitgetheilten Gedichte offenbart hatte. Auch dieſe Dichtung athmet ganz den reizenden, naturfriſchen Geiſt, den wir am „Traum im Speſſart“ bewundern. Wahrlich, Was ſind alle Forſchungen und Bemühungen der Naturwiſſenſchaft, alle „Käferbücher“ und „Schmetterlings-Faunen“ gegen ſolch ein Stück Leben aus der gottgeſchwängerten Schöpfung?! Ihr Guten und Frommen, tretet her an die Schwelle der Poeſie, die Euch einführt in den leuchtenden Tempel des Alls, und lernet glauben, glauben wie das Kind, das an die Liebe glaubt, weil ſie ihm entgegenlächelt aus jedem Blick des Mutterauges! Viel und oft habt Ihr geklagt über die Gottloſigkeit der Poeten: aber Was iſt Glaube? Der Glaube iſt die Liebe, die ganze, volle Hingabe, das jubelnde Hinſinken an das Herz Gottes, der da zu uns redet aus Fels und

*) Erzählungen. S. 65.

Baum, aus dem Wellenſchaume der ſonnenbeglänzten Meerfluth und aus dem Leuchten des Johannisfünkchens, das liebestrunken hintaumelt durch den Blüthentraum einer warmen Sommernacht! Ob es wirklich ſo lebendig zugeht unter all' dem kleinen Käfer- und Schmetterlings-Völkchen, als die Poeſie uns belehren möchte? Wir glauben es; denn wir ſind fromm und gut, wir laſſen uns nichts weißmachen von nüchternen Philoſophen und zeterſchreienden Dogmatikern, wir liegen gern im weichen Graſe, und ſchauen in den blauen Himmelsgrund, und ſtimmen jubelnd ein: „Gelobt ſei Gott, der da iſt, war und ſein wird in Ewigkeit!“ — Wird dies kleine Lebensbild, das kaum fünf Blätter füllt, denſelben Reiz auf alle Leſer üben, das Herz Aller andächtig zur Erbauung hinreißen, wie das unſrige? Wir glauben es kaum; denn die politiſchen Wirren haben den Sinn für Poeſie und Religion in Manchem ſtumpf gemacht, und Wenige haben das kindliche Verſtändniß für die hohe Sprache des Weltgeiſtes bewahrt, deſſen Wort doch ſo mahnend und lockend zu uns herüberklingt von Stern zu Sternen! Wohl unſerer Zeit und Segen dem Geiſte unſerer Dichter, wenn ſie uns den Sinn für die Natur und das ewig Göttliche wieder erſchließen, wenn ihr melodiſches Zauberwort nicht unvernommen verhallt in dem Rufen der Schlacht und dem wilden Zuſammenſchlagen der Schwerter zwiſchen den verirrten Gotteskindern!

Vor ihrer Vermählung war Johanna öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten. Dieſer Schritt

hatte ſeine Schwierigkeiten gehabt, weil Jene mit Ausnahme der hiſtoriſchen Thatſachen Wenig vom modernen Chriſtenthume mehr glaubte; allein da es in der proteſtantiſchen Kirche nicht ſo ſehr auf beſtimmte Glaubensformeln, als auf den ethiſchen Begriff ankommt, hatte der Pfarrer Evertsbuſch ihren Uebertritt ohne gar zu große Mühe bewerkſtelligen können.

Sechs Tage vor ſeiner Hochzeit hatte Kinkel eine Petition der Bewohner Bonns um Preßfreiheit abgefaßt und dieſelbe, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt, an den vereinigten Landtag abgeſandt.

Den 22. Mai 1843 wurden Johann Gottfried Kinkel und Anna Maria Johanna Mockel in der Privatwohnung des freundlichmilden Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Zeugen waren Emanuel Geibel, Andreas Simons, Auguſte Heinrich, Linda Berndt und die Eltern Johanna's.

Gottfried ſchenkte ſeiner Geliebten, als er ſie in ſeine ſtille Wohnung einführte, nachſtehendes Gedicht:

„Und ſieh', nun iſt es doch gekommen,
Was uns die Welt ſo ſchwer gemacht;
Nach all' dem Kampf iſt doch entglommen
Die Fackel ſtiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimiſch ſein im Hauſe,
Darin Du nun gebeutſt als Weib!

Ein Jüngling nicht, im Seelentausche,
Jauchzt Dir ein wilder Schwärmer zu,
Nicht wie die Braut im Jubelrausche
Trittst über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf Deinem Auge liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß, Dich mir zu rauben, kam.

Doch ungeschwächt durch alte Klage
Ging mit uns diese heil'ge Gluth,
In unsres Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz: mit starkem Sinne
Erwiesen wir's der feigen Welt,
Wie einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeih's Gott Denen, die uns hassen, —
Dir beut die Hand ein armer Mann,
Mit Einem Blick magst Du umfassen
Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Ging' Alles ehrlich, wie es soll:
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus, an Schätzen übervoll.

Klein iſt mein Haus, doch meine Veſte
Gewährt Dir Schutz in Sturm und Noth;
Und Der die Vöglein nährt im Neſte,
Giebt wohl auch uns das täglich' Brod.
Sieh', wir ſind reich, — dies unſer Eigen:
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keuſches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunſt dabei.

Der Garten ſendet ſeine Düfte
Berauſchend her in üpp'gem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! Die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel gluthet
Das Abendroth im hellſten Schein,
Und mit kryſtallnem Band umfluthet
Dein Heimathland und meins der Rhein. —

So tritt denn ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimiſch ſein im Hauſe,
Darin Du nun gebeutſt als Weib!
Vorbei der Kampf mit ſeinen Schmerzen,
Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treuverbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenſtern!" —

OXFORD-TAYLOR INST.

Wenige Tage ſpäter fuhren Gottfried und Johanna den Rhein herauf nach St. Goar, um Freiligrath und ſeiner Frau einen Beſuch abzuſtatten. Gottfried las in Sallet's Werken, von denen damals eben der zweite Band erſchienen war, und ſchlug zufällig die „Romanze von einem deutſchen Weibe“ auf, welche mit den Worten ſchließt:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

„Nicht wahr, Johanna?“ fragte Gottfried; „wenn auch mich einſt die Schlacht der Freiheit unter die Kämpfer ruft, — Du wirſt nicht ſagen: Bleib!“

Johanna ſchmiegte ſich feſt an ihn an, und blickte ihm groß in's Auge. Es war ihr, als ſollte ſie ſchon den geliebten Mann ihr entriſſen und in die wilde Schlacht ſtürzen ſehn. Gottfried aber ließ ſein dunkelbraunes Auge über die wehenden Saatfelder und ergrünenden Rebengelände ſchweifen, und wiederholte fröhlich, indem er ſein junges Weib an die männliche Bruſt drückte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

STRODTMANN (1)

Gottfried Kinkel.

GOTTFRIED KINKEL (2)

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographisches Skizzenbuch

I

von

Adolph Strodtmann.

Erster Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Der zweite Band dieses Werkes, der spätestens Ende Juni in Händen des Publikums sein wird, bringt ein von Karl Hübner gezeichnetes und von Th. Janssen in Kupfer radirtes Bild Kinkel's, und enthält die Geschichte der Freiheitsbestrebungen des edlen Märtyrers, wie auch interessante Mittheilungen über seine Gefangennahme und seine Thätigkeit während der pfälzisch-badischen Erhebung.

Von demselben Verfasser erschienen:

Lieder der Nacht

von

Adolph Strodtmann.

Bonn, in Commission bei Th. Habicht.

Preis: Geh. 1 Thlr.

Und früher bei Hoffmann und Campe:

Lieder eines Kriegsgefangenen

auf der

Dronning Maria.

Preis Geh. 7½ Sgr.